

DIE FACKEL

Nr. 372/373

1. APRIL 1913

XV. JAHR

Verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse

3. März 1913:

Frauen im Militärdienste

Wie gelegentlich der Reorganisation des Kriegsministeriums, beziehungsweise der Einführung der neuen Geschäftsordnung, letzthin bekannt wurde, plant die Heeresverwaltung die Beschäftigung von Frauen in militärischen Diensten, und zwar vorderhand im Kanzleidienste als Kanzleioffiziantinnen.

Es ist dies — *wie wir von eingeweihter Seite erfahren* — derzeit nur ein Versuch und wird sich die Anstellung weiblicher Personen anfangs auf kaum vierzig erstrecken. Sie werden anfänglich ihre Verwendung im allgemeinen Exedit und Protokoll finden; später ist ihre Tätigkeit gleich jener der jetzt bei den einzelnen Abteilungen befindlichen Manipulationsoffiziere, dann im niederen Registratursdienste (*hier speziell in der Abteilung 4/HK, 11/E, 12 und 13*) gedacht. Von den hier gewonnenen Erfahrungen wird es abhängen, ob Frauen mit höherer fachlicher Vorbildung dann die Laufbahn einer »Wirtschaftlerin« bei den militärischen Sanitätsanstalten (an Stelle der jetzigen Ökonomieoffiziere und bei den Monturdepots hier speziell für Wäsche und Leinenwaren) eröffnet werden wird.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß angesichts der Unmöglichkeit, aus Standesrücksichten die normierten 5 Prozent des Rekrutenkontingents der Ersatzreserve (ohne spezielle Befreiungstitel) zu überweisen, in die für den Dienst in den Augmentationsmagazinen bestimmten »Arbeiterabteilungen« (normal 3 Unteroffiziere, 30 Mann per Regiment, 1 Unteroffizier, 10 Mann per Bataillon) nicht — allerdings in getrennten Depots — »Militärarbeiterinnen« eingestellt werden. Die Leitung der stabilen, im Mobilfalle zur Errichtung gelangenden Eisenbahn—Verköstigungsstationen soll ganz in weibliche Hände gelegt werden, ebenso wie jene der Großmehlwirtschaften usw. Ausgeschlossen soll dem Vernehmen nach ihre Verwendung überhaupt in allen Büros des Generalstabes, dann in der 9/S Abteilung sein.

Für die Frauen im speziellen und die österreichische Frauenbewegung im allgemeinen eröffnet sich mit den geplanten Maßnahmen der Heeresverwaltung ein weites Feld der Betätigung. Ein weites, aber kein neues Feld! Seit vielen Jahren verzeichnet der Heeres-

schematismus die Namen der Vorsteherinnen und Lehrerinnen an den Offizierstöchter—Erziehungsinstituten in Wien und Ödenburg sowie der Vorsteherinnen der Mannschaftstöchter—Erziehungsinstitute in Seebenstein und Szatmar—Nemethi. An diversen Garnisonsspitalern wirken sie als Krankenpflegerinnen und das Heeresbudget pro 1913 sieht eine neuerliche Vermehrung derselben vor. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Offiziantinnen bereits im Zentralwirtschaftsfonds (FML. Glückmann) seit der Errichtung desselben tätig sind, von jenen Frauen nicht zu reden, die zum Beispiel in den Munitionsfabriken in Wien und Wöllersdorf arbeiten und durch ihre Mitgliedschaft beim »Versorgungsinstitut für Zivilbedienstete der k. u. k. Heeresverwaltung« sozusagen Angehörige des Heeres sind.

Der Entschluß der Heeresleitung ist *ziemlich überraschend* gekommen; bestimmend mag hierfür die günstige Aufnahme gewesen sein, die ein ähnlicher Antrag des Senators *Duca Melbista—Berso—Thum* in den italienischen Vertretungskörpern fand.

So ist es recht! Das ist viel verbrecherischer als die falsche Explosion eines Methangaswerks. Denn hier kann nicht die echte Explosion eines Herausgebers nachfolgen. Kein Klagelaut wird hörbar. Jetzt sieht wohl auch der dümmste Leser den Unterschied, merkt, daß es auf den Zauber des Tonfalls ankommt, und versteht, wie bedenklich es ist, durch eine falsche Nachricht einem gepreßten Herzen Gelegenheit zu geben, sich Luft zu machen. Und was für eine! Sumpfgas! Grubengas! Eine ganze Methanfabrik explodiert, wenn man der Neuen Freien Presse einredet, daß vierzig dabei gestorben seien. Sie hat zu früh geklagt. Sie hätte bedenken sollen, daß sie jeden Tag mit Behauptungen düpiert werden kann, die sich nicht mit einem Aufschrei berichtigen lassen. Nie wird zugegeben werden, daß die militärische Nachricht falsch war, nie konnte zugegeben werden, daß es keine Grubenhunde gibt. Du Kamel bist aber so dumm, zu glauben, daß ich dir den Gefallen erweisen werde, vierzig Tote lebendig werden zu lassen. Und viele Leser gibt es, die Senatoren sind. Im großen Ganzen spielen sich jetzt aber zwischen mir, der Jago, Rodrigo und Othello in einer Person ist, jenem aufgeregten Brabantio und anderen beteiligten Personen nächtlicher Weile die folgenden Gespräche und Szenen ab, die mit Rücksicht darauf, daß nunmehr der Verfasser des »Grubenhund«, ein Ingenieur namens Schütz, aus seiner Autorschaft kein Geheimnis macht, vollständig wiedergegeben werden können. Man höre, und wage noch zu leugnen, daß Shakespeare alles gewußt hat und daß bei ihm »alles, was exesiert« vorkommt.

ERSTE SZENE

»Erwacht; hallo! Brabantio! Diebe! Diebe!
Nehmt euer Haus in acht, eu'r Kind, eu'r Geld!
He, Diebe! Diebe!«

»Was ist die Ursach dieses wilden Lärms?
Was gibt es hier?«

... »Ihr seid beraubt; schämt euch, schlüpft ins Gewand!
Eu'r Herz zerbrach, halb eure Seel' ist hin.
Jetzt eben schläft ein schwarzer Grubenhund

Bei eurem weißen Lämmchen — Auf! Heraus!

(Schlegel übersetzt:

Jetzt, eben jetzt, bezwingt ein alter schwarzer
Schafbock eu'r weißes Lämmchen — Auf! Heraus!)
Weckt die schlaftrunkenen Bürger mit der Glocke,
Sonst macht der Teufel euch zum Großpapa.«

(Nun folgt eine Anspielung darauf, daß bekanntlich jeder einmal sich vergebens bemüht hat, in die Neue Freie Presse zu kommen:)

» ... Befohlen hab' ich dir, mein Haus zu meiden;
Ganz unverhohlen hörtest du mich sagen,
Mein Kind sei nicht für dich — und nun, wie rasend,
Vom Mahle voll und törendem Getränk,
Kommst, auf ein boshaft Schelmenstück versessen,
Du meine Ruh' zu stören?«

»Ruhig, werter Herr!«

»Doch wissen sollst du dies:
Mit meinem Amt und Einfluß hab' ich Macht,
Dirs zu vergällen.«

»Wetter, Herr, ihr seid Einer von denen, die Gott nicht dienen wollen, wenns ihnen der Teufel befiehlt. Weil wir kommen, euch einen Dienst zu tun, denkt ihr, wir sind Raufbolde? Ihr wollt einen Grubenhund über eure Zeitung kommen lassen? Ihr wollt Enkel, die euch anbellen ... ?«

(Schlegel übersetzt:

Ihr wollt einen Berberhengst über eure Tochter kommen lassen?
Ihr wollt Enkel, die euch anwiehern ... ?)

»Wer bist du, frecher Lästler?«

»Ich bin Einer, Herr, der euch zu melden kommt, daß eure Zeitung und der militärische Fachmann (bei Schlegel: eure Tochter und der Mohr) jetzt dabei sind, *das Tier mit zwei Rücken zu machen*.«

»Du bist ein Schurke

»Ihr seid — ein Senator.«

»Du sollst dies büßen; ich kenne dich, Rodrigo.«

... »Ich will für Alles einstehn, doch ich bitt' euch,
Ists euer Wunsch und wohlbedächt'ge Weisheit
(Wies fast mir scheint), daß eure schöne Tochter
In dieser späten Stunde dumpfer Nacht
Wird ausgeliefert — besser nicht noch schlechter
Bewacht, als durch 'nen feilen Redakteur ... ?

(bei Schlegel: durch 'nen feilen Gondolier)

Ihr scheltet uns mit Unrecht. Nimmer glaubt,
Daß Allem Sinn für Höflichkeit entfremdet,
Ich so zum Scherz mit eurer Würde spielte.
Eu'r Kind — wenn ihr ihm nicht Erlaubnis gabt,
Ich sag's noch einmal — hat sich schwer vergangen,
So Schönheit, Geist, Pflicht, Schicksal auszuliefern
Dem heimatlos unsteten Abenteurer ... «

»Schlagt Feuer! Ho! ...

Weckt alle meine Leute!

Der Vorfall sieht nicht ungleich einem Traum:
Der Glaube dran droht schon mich zu vernichten.
Licht, sag ich Licht!«

»Lebt wohl! ich muß euch lassen,

Es scheint nicht gut, noch heilsam meiner Stellung,
Stellt man als Zeugen mich ...

Daß ihr ihn sicher findet,

Führt jene Suchenden zum *Schützen* hin ... «

»Zu wahr nur ist dies Unglück! ...

Und was mir nachbleibt vom verhaßten Leben,
Ist nichts als Bitterkeit ... O unerhört
Betrogst du mich! ...

Ruft alle meine Vettern! ... *Holt noch Fackeln!*«

ZWEITE SZENE

— — — — —
»Die Welt soll richten, obs nicht sonnenklar,
Daß du mit Höllenkunst auf sie gewirkt.

Mit Gift und Trank verlockt ihr zartes Alter,
Den Sinn zu schwächen: — untersuchen soll mans.

... In Haft! bis dich die Zeit

Im Lauf des regelmäßigen Verfahrens
Ruft zum Verhör.«

»Wie nun, wenn ich gehorchte?

Wie wäre das *der Herzog* wohl zufrieden,
Deß Boten hier an meiner Seite stehn,
Mich wegen dringenden Geschäfts im Staat
Vor ihn zu führen?«

... »Im Rat der Herzog? Führt ihn hin; es ist
Nicht müßig mein Gesuch. Der Herzog selbst,
Und jeglicher von meinen Amtsgenossen,
Muß fühlen meine Kränkung wie sein eigen:
Denn läßt man solche Untat straflos schalten,
Wird Heid' und Sklav' bei uns als Herrscher walten.«

Dritte Szene

(Saal im herzoglichen Palast. Der Duca Melbista Berso Thum und die Senatoren an der Tafel sitzend)

... »Doch, stimmt die Zahl auch nicht genau zusammen —
Wie insgesamt, wenn Mutmaßung berichtet,
Abweichung herrscht: erwähnen sie doch alle
Der türk'schen Flotte, die gen Zypern segelt.«

»Gewiß, erwägen wirs, so scheint es glaublich;
Ich will mich nicht im Irrtum sicher schätzen,
Vielmehr den Hauptartikel halt ich wahr ... «
(Anspielung auf den Hereinfall mit der Hamidije ¹.)
... »Seht! Neue Botschaft!«

»Die Ottomanen, weise gnäd'ge Herrn,
In gradem Lauf zur Insel Rhodus steuernd,
Vereinten dort sich mit der Nebenflotte.«

»Nun ja, so dacht' ich mir's; — wie stark an Zahl?«
»An dreißig Segel ...

Herr *Montano*,

Eu'r sehr getreuer und beherzter Diener,
Entbeut, mit seiner Pflicht, euch diese Nachricht,
Und hofft, Ihr schenkt ihm Glauben ... «

— — — — —
... »nicht allgemeine Sorge
Erfüllt mich jetzt, denn *mein besondrer Gram*
Gleich einer Springflut, strömt so wild dahin,
Daß er verschluckt und einschlingt jede Sorge,
Nur seiner sich bewußt ...

... schwören muß man,
Daß nur des Teufels Kunst und List dies Alles
Zu tun vermocht. Noch einmal denn behaupt' ich,
Daß er mit Tränken, ihrem Blut verderblich,
Und Zaubersaft, geweiht zu solchem Zweck,
Auf sie gewirkt.«

»Behauptung, nicht Beweis:
Steht euch kein klarer Zeugnis zu Gebot,
Als solch unhaltbar Meinen, solch armsel'ger
Scheingrund ihn zu beschuldigen vermag?«

»Doch sagt, Othello:
Habt ihr auf krummen Wegen, unnatürlich
Der Jungfrau Sinn erobert und vergiftet?
Oder durch Antrag und erlaubtes Werben,
Wie Herz an Herz sich wendet?«

1 Hamidiye - türk. Kreuzer, im Balkankrieg von bulgar. Torpedos schwer beschädigt.

»Ich ersuch' euch,

Zum Schützen sendet ...

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein,
Erforschte meines Lebens Lauf von Jahr
Zu Jahr: die Schlachten, Stürme, Schicksalswechsel,
So ich bestand ...
Sie wünschte, daß sie's nicht gehört; doch wünschte sie,
Der Himmel hätte sie als solchen Mann
Geschaffen, und sie dankte mir, und bat mich,
Wenn je ein Freund von mir sie lieben sollte,
Ich mög' ihn *die Geschichte' erzählen lehren*,
Das würde sie gewinnen ... «

(Urteil des Duca Melbista:)

»Nun, *die Geschichte* hätt' auch meine Tochter
Gewonnen. — Würdiger Brabantio,
Nehmt, was versehn ward, von der besten Seite;
Man ficht doch lieber mit zerbrochnem Schwert,
Als mit der bloßen Hand.«

... »*Ich bin zu Ende.*«

»Ich red' an eurer Statt, und fäll' ein Urteil ...
Wem nichts mehr hilft, der gebe sich zufrieden;
Das *Schlimmste* ist *geschehn*; es ist entschieden.
Unheil beklagen, das nicht mehr zu kehren,
Heißt neues Unheil nur heraufbeschwören ...
Zum Raube lächeln, heißt den Dieb bestehlen,
Doch selbst beraubst du dich durch nutzlos Quälen.«

»So mögt Ihr Zypern nur den Türken gönnen;
Wir haben's noch, solange wir lächeln können
Bitter und süß sind all' derlei Sentenzen,
Die, so gebraucht, an Recht und Unrecht grenzen;
Doch Wort bleibt Wort — noch hab' ich nie gelesen,
Daß durch das Ohr *ein krankes Herz* genesen.
— Ich bitt' euch inständig, gehn wir an die Staatsgeschäfte.«

(Es wird darüber verhandelt, ob Desdemona ihrem Gatten ins Feld folgen soll, und man entscheidet sich für die Verwendung von Frauen im Militärdienste. Alle ab. Jago:)

» ... Um so viel besser wird mein Plan gedeihn.

... — laßt sehn!

Ein doppelt Schelmstück! — Wie nur? — Laßt mich sehn —

... er hat ein grad' und frei Gemüt,

Das ehrlich jeden hält, scheint er nur so;

Und läßt sich sänftlich an der Nase führen,

Wie Esel tun.

Ich habs, es ist erzeugt; aus Höll' und Nacht

Sei diese Untat an das Licht gebracht!»

Glossen

EIN ANGENEHMER STAAT

»Von dem soeben aus dem Amte geschiedenen Marinekommandanten Admiral Grafen Rudolf Montecuccoli ist dem Chefredakteur des 'Neuen Wiener Tagblatt', Herrn Wilhelm Singer, gestern das nachstehende Schreiben zugegangen:

Sehr geehrter Herr Chefredakteur!

Das von Euer Hochwohlgeboren geleitete, allgemein geschätzte und weitverbreitete 'Neue Wiener Tagblatt' behandelt maritime Fragen unentwegt in ebenso fachgemäßer wie unparteiischer Art und Weise.

Ich empfinde es daher bei meinem Scheiden aus dem aktiven Dienst als ein Bedürfnis, Ihnen, hochverehrter Herr Chefredakteur, und der Redaktion Ihres geschätzten Blattes für *das der k. u. k. Kriegsmarine jederzeit bewiesene besondere Interesse meinen aufrichtigen ergebenen Dank zu sagen mit der Bitte, Ihr freundliches Interesse auch meinem Nachfolger freundlichst zuzuwenden.*

Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung
Wien, am 27. Februar 1913.

R. Montecuccoli,
Admiral.

Dieses Dokument wird vielleicht dereinst sehr historisch sein und manches erklären. Wiewohl es eigentlich in den Annoncenteil gehört, wo auch die Bitte des Nachfolgers, das geneigte Wohlwollen ihm zu erhalten, und seine Versicherung, daß er sich bemühen werde, nicht zu fehlen pflegen. Die Marineleute galten bisher als jene Klasse von Standespersonen, die, den Vorbildern eines schwankenden Festlandes entrückt, ihren Habitus am reinsten erhalten haben. Wäre es nicht beruhigend und ermutigend, wenn die Marineverwaltung erklärte, daß sie den Schritt des Herrn Grafen Montecuccoli ungewöhnlich finde und ihrerseits nicht geneigt sei, ihre Armada dem Wohlwollen des Herrn Singer anzuvertrauen? Es ist arg. Wenn unsere Zukunft auf dem Wasser liegt, so ist es Wasser auf die Steyrermühl, und ein Flottenwilhelm von ganz eigener Rass' reißt uns heraus. Wenn der Bruder Mendl den Adel bekommen, die Glückwünsche der österreichischen Hocharistokratie inklusive des Ministerpräsidenten eingeheimst hat, verschafft sich Wilhelm das Dankschreiben eines Admirals, und einem offiziellen Friedensmendl, der wie die leibhaftige Entspannung aussieht, entspricht, wenn's ernst wird, ein Gondelwolwele. Hinwiederum: wird nächstens der Mendl in besonderer Mission nach Petersburg geschickt, so dürfte Wilhelm nicht faul sein und dem Papst seinen Segen erteilen. O haltet ein! Lasset diesen Staat und seine Würde nicht an einem Bruderzwist im Hause Singer sich verbluten.

* * *

INTERESSIERT SICH AUCH FÜR DIE LUFTFLOTTE

... Den Präsidenten des Preßkomitees, Chefredakteur Wilhelm Singer, fragte der Erzherzog: »Sie sind der Präsident des Preßkomitees?« — Präsident Singer: »Zu dienen, kaiserliche Hoheit.« — Erzherzog: »Das ist aber schön, daß Sie dem Luftflottenkomitee beigetreten sind.« — Präsident Singer: »*In dem Augenblicke, als es sich* um eine so ernste Angelegenheit handelt, habe ich gern diese Ehrenpflicht übernommen.« — Erzherzogin Zita bemerkte zu Herrn Singer: »Da müssen Sie aber doch viel damit zu tun haben?« — Präsident Singer: »Es ist *nicht soviel*, wäre es aber auch der Fall, meine Kollegen und ich, wir leisten gern jede Arbeit, wenn sie dem Vaterlande zur Ehre gereicht.« — Erzherzog: »Ich danke Ihnen.«

Ob sie aber dann noch dem Vaterlande zur Ehre gereicht? In dem Augenblicke nämlich, als sie sie leisten. Freilich: es ist nicht soviel. Wieviel also doch? Maßbegriff für Ehrenpflichten: Nicht so viel als unter den Fingernagel geht.

* * *

DER GRÖSSTE LUXUS ZUR VORGESCHICHTE DER ABRÜSTUNG

Im Januar hat Rußland *bekanntlich* in Wien *Schritte* wegen einer gemeinschaftlichen Abrüstung unternommen. Damals konnte dieser *Anregung* hier *nicht Folge* gegeben werden. Während des Aufenthalts des Prinzen Hohenlohe in Petersburg, dessen Mission übrigens mit der Frage der Entlassung von Reservisten in *keinem Zusammenhang* stand, wurde russischerseits wieder diese Frage *berührt*. Dies hat die *Veranlassung geboten*, daß nach Rückkehr des Prinzen von österreichisch—ungarischer Seite in Petersburg die *Bereitwilligkeit ausgesprochen* wurde, *falls* Rußland den zurückbehaltenen Jahrgang entlasse, die Truppenstände in Galizien *auf ein gewisses Maß* zu reduzieren. Diese *Anregung* fand in Petersburg *günstige Aufnahme* und das Ergebnis ist die auf beiden Seiten verfügte Entlassung von Reservisten.

Rußland war sehr zudringlich. Aber um nicht gleich nachzugeben, hat Österreich mit sich wie folgt reden lassen:

»Wir wollen den Frieden.« »Wollen mr halt auch den Frieden.« Deshalb treffen wir Maßnahmen.« »Deshalb treffn mr halt auch Maßnahmen.« »Wir sind weit entfernt von aggressiven Absichten.« »Mir ebenso weit.« »Deshalb verstärken wir den Friedensstand.« »Ganz unsererseits.« »Möchtet ihr nicht entspannen?« »Ja, Schnecken!« »Wir möchten entspannen.« »Mir auch.« »Das ist eine gute Idee.« »Das ist eine gute Idee.« »Also entspannen wir zusammen.« »Entspannen mr halt, aber mir entspannen nur unter der Bedingung, daß ihr auch entspannts.« »Wie macht man das?« »Also wie macht man das?« »Wenn ihr eure Leute nach Hause schickt, schicken wir unsere Leute nach Hause.« »Wenn ihr eure Leut nach Hause schickts, schicken mr unsere Leut nach Haus.« »Wir verfügen.« »Wir beschließen.« »Es hat sich gezeigt, daß unsere Beziehungen die besten sind.« »Alstern es hat sich gezeigt, daß

unsere Beziehungen halt doch die besten sind.« »Aber nachgegeben habt ihr doch.« »Ja, Schnecken!«

Und das Vergnügen an solchen Umschreibungen kostet Europa ein paar Milliarden. Sie könnten den Frieden billiger haben. Sie wollen aber den Frieden um jeden Preis.

* * *

DER WIRRWARR

» ... Als Gast erschien Fräulein Maria Mayen vom Berliner Lessing—Theater. (Zur Lösung des Wirrwarrs, der jetzt besteht: Fräulein Maria Mayen aus Berlin und nicht Fräulein Maria Mayer von der Volksbühne. Maria Mayen gastiert in dieser Woche und spielt niedliche Mädchen. Maria Mayer wird im Mai gastieren und Charakterrollen geben.) Maria Mayen also erschien gestern als Hele-
ne ... «

Dieser Salten hat eine Entschiedenheit in der Lösung von gordischen Knoten, daß man ihm ruhig das Balkan—Problem anvertrauen könnte. Wenn die albanische Abgrenzung so glatt vonstatten ginge, und die Enunziationen des auswärtigen Amtes so klar wären wie die Sprache der Theaterrubrik des Fremdenblatts, dann würde Europa das tun, was ihm jetzt in allen Leitartikeln gegönnt wird: aufatmen. Sollte man meinen. Aber auch die klarste Sprache scheint nicht mehr imstande zu sein, eine Entspannung zu fördern, denn die Demarche des Herrn Salten endet mit einem Fiasko. Montenegro gibt nicht nach. Wer hätte das für möglich gehalten? Nach dieser dezidierten Erklärung, mußte man annehmen, kann doch kein Zweifel mehr bestehen, daß die Mayen nicht die Mayer ist und infolgedessen die Mayer nicht die Mayen, ferner *mußte* man wissen, wann die Mayen und wann die Mayer gastiert und daß die Mayer erst im Maien auftritt, während die Mayen schon im März drankommt. In Skutari ¹ gehts drunter und drüber, aber *das* zum Kuckuck wird man sich doch endlich merken! Ja, wenn wir nicht in Wien wären, wo bekanntlich die größte Schlamperei herrscht und wo man immer erst fühlen muß, um zu hören. Die Enttäuschung eines Wachmanns, der durch die Kärntnerstraße geht und fortwährend: »Bitte links! Bitte links!« sagt, muß nicht ärger sein als die des Herrn Salten, wenn er nunmehr die folgende Notiz liest:

Fräulein Mayen wird mit Beginn der nächsten Saison Mitglied des Burgtheaters. Die Engagements des Fräuleins Marie Mayen und des Herrn Viktor Schwanneke hängen vom Erfolge ihrer Gastspiele ab.

Und dafür hat man gekämpft! Herstellt! mag er rufen, wie kann denn um Gotteswillen das Engagement des Fräuleins Mayen erst vom Erfolg ihres Gastspiels abhängen, wenn dieses bereits absolviert und sie schon engagiert ist, und wie kann denn das Fräulein Mayen engagiert sein, wenn ihr Engagement erst vom Erfolg des Gastspiels abhängt? Aber Salten bedenkt nicht, daß der Setzer nur das Opfer seiner strengen Erziehung ist. Denn der Setzer hatte gewußt, daß man die Mayen nur zu leicht mit der Mayer verwechselt, und hat es deshalb gleich vorgezogen, die Mayer mit der Mayen zu verwechseln. In Berlin, wo man Ordnung hält, sind die Setzer noch unbefangen und darum erschien, als der Korrespondent des Berliner Tageblattes das Engagement des Fräuleins Mayen meldete, die folgende Notiz:

1 Stadt in Albanien

Marie Mayer wurde einem Privat—Telegramm zufolge nach ihrem erfolgreichen Gastspiel am Wiener Burgtheater für fünf Jahre an diese Bühne verpflichtet.

Da aber der Korrespondent des Berliner Tageblattes Herr Salten ist, so muß ihn der Anblick des Satzes annähernd in den Zustand versetzt haben, in dem sich Timon von Athen befand, als ihm die falschen Freunde von dem Geld nichts borgen wollten, das er ihnen geschenkt hatte: Verzweiflung, Menschenhaß und das Gefühl grenzenloser Einsamkeit. Es ist aber das Schicksal der Persönlichkeit, daß sie leiden muß, wo sie beglücken wollte. Möge dieses unerhörte Erlebnis die Saat sein, der der Gedanke entspringt:

Die Maria Mayen soll sich, um fürder nicht mehr Verwechslungen ausgesetzt zu sein, von nun an Maria Mayer nennen! Sollte aber dann etwa die Gefahr bestehen, daß man sie von der Maria Mayer nicht unterscheiden kann, so nenne sich diese einfach Maria Mayen. Damit ist allen Teilen geholfen, der Erfolg gleicht auf ein Haar den Zugeständnissen, die Österreich für sein Prestige erzielt, und keine Unzufriedenheit kann nie nirgends nicht mehr aufkommen.

Nachschrift. Montenegro gibt nach. Der Setzer dieser Glosse hat, um die Lösung des Wirrwarrs zu erleichtern, überall statt Mayen Mayer und statt Mayer Mayen gesetzt.

* * *

DIE SPRACHE DER DIPLOMATEN

hat seit jeher auf die Sprache der Theateragenten abgefärbt. Wenn Aussicht auf Frieden besteht, so kann man von Glück sagen, daß eine »Vermehrung der Aussichten auf Zustandekommen des Friedens« zugegeben wird. Werden aber die Türkei und die Balkanstaaten einig, so muß es darum noch nicht zwischen der Volksbühne und der Residenzbühne klappen. Denn:

»Direktor v. Rehlen ersucht uns, hinsichtlich der Notizen betreffs seines Rücktrittes zu Gunsten Dr. Rundts mitzuteilen, daß die Meldungen den Tatsachen nicht entsprechen. *Die Wahrscheinlichkeit der Erfüllung von Voraussetzungen für die Rechtskraft eines diesbezüglichen Abkommens besteht derzeit noch nicht,*«

* * *

EIN TREUER DIENER SEINES CHEFS

Unter den vielen Theatertinterln, die jetzt auf deutschen Bühnen die Rolle eines Dramaturgen spielen — jene der Bühnenwirkung zuwidergegestalt, die eigentlich auch nur die Aufgabe hat, dem Direktor die Zeitungen anzulocken und die Dichter vom Hals zu halten — ist Herr Felix Holländer eine vielbemerkte Erscheinung. Sein Verhältnis zu Herrn Reinhardt, einem in den Wolken schwebenden Manager, dürfte noch nach Jahrhunderten unter den Vorbildern treuer Gefolgschaft genannt werden. Alles Pathos, das dem Berliner Theaterwesen im Laufe der merkantilen Entwicklung abhanden kam, ist jetzt aufgewendet worden, um die herzerreißende Versuchung, der Herr Holländer ausgesetzt war, zu schildern. Er sollte nach Frankfurt als Intendant gehen und das bißchen Interesse, das nach der russisch—österreichischen Abrüstung für große Momente noch geblieben war, wurde dem erschütternden Seelenkampfe reserviert, der sich soeben in Berlin abspielte. Mit einer Entsa-

gungskraft, die ohne Beispiel ist, hat jener die Fortsetzung der Dienertreue den Aussichten der Freiheit vorgezogen, und ging nicht nach Frankfurt. Wenn die Töne, die im Entsagungsschreiben und in den Kommentaren der Presse verwendet wurden, unter der Regie des Herrn Reinhardt vorkämen und etwa für die Darstellung des Coriolan gut befunden würden, die Berliner Kommis würde den Rückfall in ein überlebtes Pathos beklagen. Daß Herr Holländer hier und dort und überall ein ganzer Mann war und einer Mission entsagen mußte, weil er eine Mission zu erfüllen hat, war das Geringste, und Wallenstein ist ein Humorist neben Herrn Reinhardt, der es nicht glauben konnte, wollte und durfte, daß ihn der Max verlassen will, kann und wird. Und in der Tat, er ging nicht von ihm, er blieb bei ihm. Die Presse war zuerst wie vor den Kopf geschlagen, hatte geglaubt, daß er es imstande sein werde, und gesagt: »Damit ist das Unerwartete Ereignis geworden. Felix Holländer verläßt Max Reinhardt«. Dann aber hatte sie gezweifelt: »Ob er es dauernd in dieser Würde aushalten wird, die jedes genialisierende Zigeunertum ausschließt: wer vermöchte das vorauszusagen ... ?« Drei schwere Punkte und ein großes Fragezeichen. Die genialisierenden Zigeuner, deren Hauptaufgabe es heute ist, Reklamenotizen für Herrn Reinhardt abzufassen, bleiben vollzählig in Berlin. Keiner wird fehlen. An Reinhardt lag's nicht. Reinhardt wollte keine Schwierigkeiten machen. (Wie wir erfahren) Reinhardt war aber von vornherein überzeugt, daß Holländer ihn nicht verlassen werde. (Woran wir nicht gezweifelt haben.) Denn Holländer war ein »Apostel« Reinhardts. Nein, er war mehr: Als Dramaturg, als Regisseur, als Vermittler mit Presse und Publikum, auf jedem Gebiet des vielfach verästelten Theaterlebens mühte Felix Holländer sich ab, seinem leidenschaftlich verehrten Meister zur Seite zu treten und ihm alles Unangenehme aus dem Wege zu räumen. Er verteidigte neue Ideen, wehrte Angriffe ab, war Prophet und Paladin in einer Person. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Geschäftigkeit zuweilen auf Fernerstehende weniger ernst wirkte, als sie gemeint war. Im Grunde aber hatte die Hingebung dieses Mannes auch für jene, die ihm *auf seinen Wegen nicht immer folgen konnten*, etwas Rührendes.

Also bis zu einem gewissen Punkte geht man noch mit in der Kunst, aber eben nicht weiter. Nicht bis dorthin, wo Herr Holländer eigentlich erst anfängt und wo er treue Wacht hält, um Herrn Reinhardt die Feinde abzuwehren, die ihm in den Rücken fallen wollen.

* * *

SCHNITZLER IST KÜHN

und die Arbeiter—Zeitung beweist es:

Er kann nichts dafür, daß die Menschen und die Zustände so sind. Und zu *besonderem Ruhme* muß ihm angerechnet werden, daß er so nebenher, aber *recht deutlich* auch an Zustände rührt, die für einen Schriftsteller *sehr heikel* sind. Er kann es sich erlauben, an ihn traut sich niemand heran, er braucht auch nicht zu fürchten, totgeschwiegen zu werden. Einem Anfänger möchte es übel bekommen, wenn er *so beißend* über gewisse Wiener Zeitungen reden möchte, wie es Schnitzler im »Bernhardi« getan hat. Der Schmock Kulka vertritt im Stück nur eine Zeitung, er verhöhnt aber in Wirklichkeit *gleich zwei* Wiener Tagesblätter. Ich brauche sie nicht zu nennen, ich brauche bloß zwei Sätze zu zitieren, die

Kulka zu Bernhardi sagt: »Mein Chef würde sich eine besondere Ehre machen, Ihnen die Spalten unseres Blattes zur Verfügung zu stellen!« und: »Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt, daß unser Blatt ... sich neuerdings genötigt sah, gegen gewisse überraschend fortschrittsfeindliche, ja geradezu reaktionäre Maßnahmen des Ministers in energischer Weise Front zu machen, wobei stets jene maßvolle Form gewahrt wurde, die uns seit jeher als die Vorbedingung eines gedeihlichen Wirkens auch auf politischem Gebiet erschienen ist.«

E. Pernerstorfer

Nun ja, da muß sogar ich. Besonders die Kühnheit gegen das eine Blatt! Und besonders, wenn der Kämpfer die Ehre, die sich der Chefredakteur macht: ihm die Spalten seines Blattes zur Verfügung zu stellen, öfter selbst sich zur Ehre macht. Er braucht nicht zu fürchten, totgeschwiegen zu werden, er arbeitet gleich selber mit. Und der Kritiker braucht die Blätter nicht zu nennen: der Kämpfer hat sie auch nicht genannt.

* * *

GREGORI

eine ständige, aber nicht angenehme Rubrik unserer Zeitungen, häufiger noch als der auch nicht sympathische Gregor und viel kulturvoller als der ehemals oft genannte Gregorig, ist in Mannheim als Hoftheaterindentant zu Falle gekommen und unterhält uns deshalb wieder mit Vorträgen, Lyrik—Förderung und Bauernfeldpreisverteilungen. Nun heißt es, daß wir, damit uns doch eine Entschädigung werde, Herrn Großmann an Mannheim verlieren sollen. Herr Großmann ist bei der sozialdemokratischen Wiener Volksbühne zu Falle gekommen und soll deshalb Hoftheaterindentant werden. Aber wie es das Pech schon will, wird Mannheim leer ausgehen und Wien zwei erstklassige Idealisten behalten. Und den Lothar dazu, den uns Berlin als unverwendbar zurückgeschickt hat, ohne ihn gegen den Gregor umzutauschen. Denn es gehört zum Zauber Wiens, daß sich jene, auf die man anderswo verzichtet, von ihm nicht trennen können.

* * *

SYMPATHISCHER BURSCH DAS

»[Der junge Astor und die Reporter.] Aus New—York wird uns gemeldet: Der 18jährige Vincent Astor, der Erbe des riesenhaften Vermögens nach seinem Vater John Jakob Astor, gehört zu den prominentesten Persönlichkeiten der New—Yorker Öffentlichkeit. Der junge Mann ist ein ausgezeichnete Sportsfreund und pflegt bei keiner größeren gesellschaftlichen Veranstaltung zu fehlen. Wie dies in Amerika nicht weiter zu verwundern ist, wird der junge Astor bei seinem jedesmaligen Erscheinen von einer Schar von Reportern umringt, die an den jungen Millionär stets eine Reihe mehr oder minder interessanter Fragen zu stellen haben. So wurde der junge Astor dieser Tage befragt, welchen Beruf er am liebsten ergriffen hätte, wenn ihn ein zufälliges Schicksal nicht Millionär hätte werden lassen. *'In diesem Falle'*, sagte der junge Amerikaner, *'wäre ich unbedingt Reporter geworden.* Es gibt kei-

nen Beruf, der so interessant ist, soviel Abwechslung und *geistige Anregung* bietet wie dieser. Man bedenke nur, der Reporter spricht mit dem Präsidenten der Republik wie mit dem zum Tode verurteilten Mörder. Er ist bei jeder grandiosen Theatervorstellung anwesend *und darf sich jede Feuersbrunst aus nächster Nähe ansehen*. Von seiner Auffassung *hängt das Urteil ab*, das sich die Welt über die Geschehnisse des Tages bildet. *Ein Reporter kann zum Leben erwecken und zum Tode verurteilen.*' Der junge Astor hat seine Begeisterung für diesen Stand auch dadurch bekundet, daß er dem New—Yorker Journalistenverein wiederholt bedeutende Summen zuwenden ließ. «

* * *

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN

Um 10 Uhr abends traf die Nachricht von der Ermordung des Königs von Griechenland in der Redaktion der 'Zeit' ein. Was tun? Schreiben ist keine Kunst; das hat man bei der Hand. Aber persönliche Erinnerungen haben, das wär' schön! Sterben ist nichts; doch leben und nichts hören, das ist ein Unglück! Aber wer hat persönliche Erinnerungen außer Münz? Man sucht und findet.

Baron Hans Reitzes v. Marienwerth, der dem verstorbenen König *freundschaftlich nahestand*, machte einem unserer Redakteure folgende *fesselnde Mitteilungen*:

Das Wesentliche daraus:

In den Prunksälen des Königspalastes durfte nicht geraucht werden ...

Der König war ein Liebhaber des Wiener Kaffees und des »Guglhupf«, den er sich jedesmal eigens vorher bestellte; bei Demel war König Georg häufig Gast ...

... Politische Gespräche mied der König, doch sprach er beispielsweise öfter von seinem nun erfüllten Bestreben, in den Besitz Kretas zu gelangen.

Der König ahnte wohl nicht sein Ende durch Mörderhand ...

Auch Reitzes ahnte es nicht, sonst hätte er seinen Freund rechtzeitig aufmerksam gemacht. Reitzes war so völlig ahnungslos, daß er es sogar erst später als der König selbst erfuhr. Um 10 Uhr abends wußte Reitzes noch nicht, daß er schon so bald in der Lage sein werde, persönliche Erinnerungen an den König von Griechenland zu haben. Ach, alles in dieser hastigen Zeit kommt überraschend. Das einzige, was man wissen kann und sogar früher weiß, als es ein König weiß, ist, daß man plötzlich geadelt werden wird. Aber an den Zeitgenossen ist es dann, über den jähen Wechsel des Glückes zu stauen und die Hände über dem Kopf in den Ruf auszubrechen: Heute Kohn, morgen Baron!

* * *

SO IST ES

Die Sachs ist tot — die Urania lebt. Verschafft jedem die Bildung, die er haben will. Die Nachbarn sind nicht entrüstet, die Polizei hat nichts dagegen. (Vielleicht auch nur, weil die Urania hohe Protektion hat.) Neulich gings bei ihr her! »Die Zeitung von einst und jetzt« wurde aufgeführt. Und kein Jud rief »Das is nicht mehr pervers, das is schon Schweinerei!« Aber ein Satz wurde gesprochen, der sein Geld wert war:

Im allgemeinen ist Wien kein übermäßig fruchtbarer Boden für Zeitungsgründungen. *Die Wiener Tagesblätter dürfen nicht gezählt, sondern sie müssen gewogen werden.*

Nie ist im Salon des jedermann zugänglichen Wissens eine nacktere Wahrheit gezeigt worden. »So ist es!«, rief ein Viktualienhändler und kaufte sich sofort um fünf Kreuzer die sechs Kilo schwere Osternummer des Neuen Wiener Tagblatts, die ihn für sieben Wochen mit Packpapier versorgt. Nie wurde — nicht in vierzehn Jahren der Fackel — das Grauen des Wiener Geisteslebens mit schlichteren Worten ausgedrückt. Sie wollen weniger gelesen und lieber mehr gewogen sein!

* * *

PFLEGET DEN FREMDENVERKEHR

(Lesestücke über den Fremdenverkehr.) *Auf Anregung des Ministeriums für Kultus und Unterricht* veranstaltete der Landesverband für Fremdenverkehr in Wien und Nieder—Österreich im Juni 1912 ein Preisausschreiben für die besten, zur Aufnahme in die Lesebücher der Volks— und Bürgerschulen geeigneten *Lesestücke, welche in anziehender Form der Schuljugend die Bedeutung des Fremdenverkehrs für die Allgemeinheit darlegen* und geeignet erscheinen, die Jugend in Dorf und Stadt zu freundlichem Entgegenkommen den Fremden gegenüber zu erziehen. An der Preisausschreibung konnten alle in Nieder—Österreich ansässigen, zur Lehrtätigkeit an öffentlichen Schulen befugten Personen beiderlei Geschlechtes teilnehmen. Es wurden zuerkannt: erster Preis (100 Kronen in bar nebst einer Plakette): dem Volksschuldirektor in Loosdorf bei Melk Alexander Ohm—Januschowski Ritter von Wischehrad für das Lesestück »Ein Goldstrom«; zweiter Preis (50 Kronen in bar nebst einer Plakette): dem Lehrer in Gföhl Adolf Goldnagel für das Lesestück »Der Fremdenverkehr«; dritter Preis (ein Landschaftsbild): der Volksschullehrerin in Perchtoldsdorf Else John für das Lesestück »Pfleget den Fremdenverkehr«. Außerdem wurden mehrere Arbeiten zur Aufnahme in die »Mitteilungen des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Wien und Nieder—Österreich« empfohlen.

Die wir heute unter dem Fluch, im Zeichen des Fremdenverkehrs zu stehen, vorzeitig altern, können uns manchmal noch vor der Wichtigkeit des Hotelportiers in ein Logis der Erinnerung retten. Dann dringt, nicht greifbarer als ein Sonnenstrahl im Staub, ein Tanz von Stimmen, Farben und Gerüchen ein, ein toter Tag schlägt seine Augen auf, und wir ertappen uns beim Einsagen, beim Zuspätkommen, beim Nachsitzen. Wir memorieren Lesestücke, sie waren von Pfeffel, Hölty, Kopisch und vor allem von Hey, und ferne klingt es wie: Bei einem Wirte wundermild, und: Hinaus in die Ferne ... Und dennoch, es galt nicht dem Fremdenverkehr. Was wird euch Kindern der Zeit nach dreißig Jahren durch den Traum ziehen? Das Bäumchen, das andere Blätter hat

gewollt, wird längst zu Zeitungspapier verdorrt sein, aber eine Welle des Lebensfrühlings trägt euch die Mahnung zu: »Pfleget den Fremdenverkehr!« ... Und wisset ihr auch, wer der wackere Fremdling war? fragte der Lehrer. Wir wissen es, antworteten die Schüler. Es war Pierpont Morgan. Und nicht mehr hieß es: »Gebet den Armen!«, sondern: »Nehmet vom Reichen!« Und die Klasse sang:

A a a, der Fremde der ist da.
Die stieren Zeiten sind vergangen,
Der Fremdenverkehr hat angefangen,
A a a, der Fremde der ist da.

E e e, Euer Gnaden wissen eh.
Fesch das Zeugl, fesch die Madeln,
Gstellt vom Kopf bis zu die Wadeln,
E e e, Euer Gnaden wissen eh.

I i i, wir wurzen wie noch nie.
Seids net fad, ruckts aus mit die Maxen,
Reiß'n ma aus der Welt a Haxen,
I i i, wir wurzen wie noch nie.

O o o, wie sind die Wiener froh.
Mir werns euch schon einigeigen,
Laßts euch das Wiener Blut nur zeigen,
O o o, wie sind die Wiener froh.

U u u, nun hat die Seel' a Ruh.
Wien ist und bleibt die Stadt der Lieder,
Bitte beehren uns bald wieder,
U u u, nun hat die Seel' a Ruh.

So merkten sie sich die Vokale. Und nur so ergab sich: Austria erit in orbe ultima. Denn nur ein Volk, das es versteht, in seine Idylle hineinzutölpeln, erträgt einen staatlichen Reformeifer, der die Kinder des Landes zu Lohndienern erziehen möchte. Und nur ein Volk, das den Unterschied der Geschlechter durch die Merkmale des Blitzens und des Wurzens ein für allemal festgelegt hat, erträgt den schamlosen Witz, der Kinderseelen für die Zwecke einer tollgewordenen Volkswirtschaft präpariert und in den Kindermund Mitteilungen des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Wien und Nieder—Österreich stopft. Und nur eine Tradition, die es für ihre letzte Lebensbedingung hält, ihre Basalte den Fremden zu apportieren, versinkt nicht in Grund und Boden bei der Vorstellung, daß der Staat aus der Schnorrerei einen Unterrichtsgegenstand macht. Eine Staats— und Volksfaulheit, die nicht das geringste dazu tut, um den Einheimischen das Leben erträglich zu gestalten, fiebert seit Jahren in Sehnsucht, Fremde zu entzücken. Das von Feuilletonisten viel berufene »österreichische Antlitz« ist die Visage eines schwitzenden Hoteliers, der überall selbst Hand anlegt, sich unaufhörlich vor leeren Tischen verbeugt und Leben in die Bude bringt, indem er die Kaisersemmeln untereinander auswechselt. Die Kellner warten mit Hangerl und Bangerl der Entwicklung, und ihrer zwölf kommen auf einen Fremden. Darum bleibt er vom Mahle fern, nach dessen Beendigung es ihm doch geschehen könnte, daß ihm die zwölf auf die Gasse nachstürzen und ihn an eine nicht angesagte Semmel er-

innern. Nachdem dies geschehen ist, ruft ihm noch der Hotelier nach, daß er den Lift im Hause und beileibe nicht daneben habe. Mit solcher Erlebnisfülle vermag das Bewußtsein, daß die Volksschüler des Landes gut präpariert sind, kaum zu versöhnen. Die Kinder sollen dazu abgerichtet werden, die Verdrießlichkeiten wegen schlechter Gasthofsitten, zuspätkommender und verschweinter Züge, teurer Automobile und elender Telephone auch ihrerseits durch Zudringlichkeit wettzumachen. Denn mir ham halt die Alpen. Die Schweizer haben schließlich auch eine Gegend und sind ein einig Volk von Hoteliers geworden, aber Wilhelm Tell hätte die Zumutung Geßlers, auf den Kopf seines Kindes Lesestücke über den Fremdenverkehr loszulassen, glatt abgelehnt. Kein Staat Europas läßt sich wegen des Fremdenverkehrs so graue Haare wachsen wie Österreich, jeder erwartet geduldig und ohne Aufregung, was der Sommer bringt. Man ist in England, Frankreich und Deutschland noch immer der Ansicht, daß es wichtiger ist, für die Einheimischen als für die Fremden zu sorgen, weil nämlich die Fremden von selbst kommen, wenn für die Einheimischen gesorgt ist. Nur am Kraterrand stehen Banditen, die einige Lire dafür verlangen, daß sie sie in Lava eintunken, und nur Völker, die auf einem Vulkan tanzen können, haben noch die Geistesgegenwart, dafür Entrée einzuheben. Mögen die Europäer, die für Österreich Fremde sind, eine Generalversammlung einberufen und den Beschluß fassen, daß so lange Zuzug fernzuhalten sei, bis Österreich für den Einheimischenverkehr gesorgt habe.

* * *

DIE JUGEND

Abiturienten—Akademie des ... Gymnasiums. ... zugunsten der Schülerlade der Anstalt ... Unter der umsichtigen Regie des Oktaners H. H. ging sodann »Goethe« von Dr. Egon Friedell in Szene. Die Rolle des Goethe gab F. W., den Professor L. E., den Ziest G. M. Alle Schauspieler fanden reichen Beifall. Zum Schlusse hatte Dr. Egon Friedell die Freundlichkeit, Lustiges über die Entstehung seines »Goethe« und über Peter Altenberg vorzubringen. Ein Tanzkränzchen bildete den Abschluß dieser gelungenen Veranstaltung.

Ich freue mich schon auf diese Generation! Die hats allerdings besser als die vorige, die von Goethe ungefähr nur die Vorstellung hatte, die ihr die Schulfuchser erschwerten, und der ein befreiender Humor noch nicht den Ausweg zeigte. Wenn sie heute hinaus wollen, so ist die Freiheit, die sie meinen, unter allen Umständen der Abort. Man kann aber nicht früh genug die Probe machen, ob eine Klasse auch dereinst ein tüchtiges Kabarettpublikum abgeben wird, und man hört ordentlich die Stimme des modernen Pedanten: Wie wollen Sie denn ins Nachtleben hinaustreten, wenn Sie nicht wissen, wann Friedells »Goethe« entstanden ist? Aber zwei Dichter mit einem Schlag der jugendlichen Begeisterung empfehlen ist schon eine Leistung. Über Goethe werden sie wissen, daß er von Friedell war, und das ist immerhin erschauerlicher als wenn man sie gezwungen hätte, Tasso von Goethe aufzuführen, und von Altenberg erfahren sie rechtzeitig, daß er die Aussprüche über die Mortadella und über das Eichhörnchen getan hat. Von der Fürstengruft zum Krankenbett windet sich das Spalier einer ehrfürchtigen Jugend in Lachkrämpfen über die Lozelachs, durch die ihnen das Menschliche ihrer Dichter nähergebracht wird. Ein Hanswurst führt den Kondukt, die Regie hat der Ok-

tavaner Haha und Schulmänner assistieren. Die Befürchtung, daß der Jahrgang 1913 sich zu Psychoanalytikern, Neopathetikern und Buchrezensenten entwickeln könnte, würden sie alle mit der Versicherung zerstreuen, daß sie es bereits seit der Sexta seien. Es bleibt nur mehr die typische Prognose: »Sie werden noch am Galgen enden!« zu erfüllen. Nie ist mir die Berechtigung dieser Fernsicht — nicht als Befürchtung, aber als Chimäre — deutlicher geworden, als angesichts der Jugend, die ich so in den letzten Jahrgängen heranwimmeln sah. Zehntausend schwarze Intelligenzen gegen den Geist! Nicht mehr auszurotten. Aber, glaubet mir, eine Armee von Läusen wird mit der Liebe fertig.

Peter Altenberg

Ein neues Buch von Peter Altenberg gehört zu jenen seltenen Mitteilungen der Menschenseele, die man ja doch nur hinter dem Rücken der Zeit weitertreibt. Sie sieht und hört es nicht und nur darum nimmt sie es nicht übel. Diese von Gott autorisierte Übersetzung des Menschen in die Sprache wird — eine Empfänglichkeit späterer Welten vorausgesetzt — noch zu Menschen sprechen, wenn fast alles, was heute gedruckt wird, nicht mehr mit freiem Auge wahrnehmbar sein wird. Ehren, die die Zeit verleiht, wären imstande, diesen Dichter in die Nähe jenes Kunstwerkertums zu bringen, das seine Popularität exklusiv betätigt und in der Geschlossenheit seiner Leere die Naturfülle verachtet. Es ist seit Jean Paul wieder der erste Fall, daß an einer Anderthalbnatur eben das als Minus erscheint, was den Halben zum Erfassen fehlt, und sie ist so reich, daß man wohl aus dem, was sie nicht hat, ein Dutzend Wiener Dichter machen könnte, aber aus dem, was sie ist, keinen einzigen. In Zeiten, wo nur der Genius vom allgemeinen Stimmrecht ausgeschlossen ist, hat er es ja schwer, sich bemerklich zu machen; zumal, wenn er die Tracht eines Nichtstuers wählt, dessen Horizont scheinbar nicht über eine Hotelterrasse hinausreicht. Aber er, der Genius, ist gottseidank der Intelligenz nicht Rechenschaft schuldig, auf welchem Weg er den Zusammenhang so entfernter Dinge wie eines Dienstmädchens und der Ewigkeit erfahren hat. Dafür läßt er sich gern literarhistorisch bedauern. Denn es ist schade um ihn, daß er nicht darüber hinausgekommen ist, in einer Skizze alles zu sagen, was ein Mensch und die Sprache einander zu sagen haben. Es ist schade, daß einer von einer Landpartie so viel mitbringt und andere vom weiten Land, ja sogar vom weiten Griechenland so leer zurückkamen.

Semmering ¹

Es wurde wieder Winter, November 1912. Überflüssig, die Berglandschaft zu schildern. Das können Russen, Schweden, Dänen viel, viel besser. Sie kennen das Gepräge jedes Baumes, und wie der Schnee sich ansetzt, je

¹ Diese und die folgenden Skizzen sind Peter Altenbergs neuem Buch »Semmering 1912« (Berlin, S. Fischer) entnommen. [KK]

nachdem. Sie kennen die Eintönigkeit und ihre Poesien, sie kennen die Melodie der Stille, und der Krähen Mißton wird ein schaurig—melancholisches Leitmotiv: *Winter!* Ich liebte den Sommer, weil ich gesund war, und seinen Symphonien von Farben, Düften lauschen konnte, unbeirrt durch etwas, was mich drückt und niederzwingt. Nun ist es Winter. Ich sehe alles nur so, wie wenn ein gütiges Schicksal den Abschied mir nicht schwer machen wollte. Eine einzige Begeisterung ist geblieben und ringt sich durch, wie wenn mein Bestes mir erhalten bleiben sollte. Ich sah meine kleine Heilige im roten Wintersportkostüm. Der Wintertag leuchtete auf ihrem geliebten Antlitz. Ich sah sie rodeln, ich hörte ihr geliebtes jauchzendes Gekicher, sie flog davon, den scharfen Kurven nach im weißen Fichtenwalde. Ich hatte sie gesehen! Ich ging zurück ins Zimmer und versank in düsteres Sinnen ... Und es ward Winter 1912!

Vor—Vorfrühling

11. Februar. Semmering. Ich versuchte es, nach drei Wochen Krankheit auszugehen. Alles schwamm in Nebel und Nässe. Die Rodelwege waren nicht mehr vorhanden, ein grauer Schlamm mit ein wenig Glatteis waren an ihrer Stelle. Alles war schmutzig, ungepflegt, bereitete sich vor für sonnige Frühlingstage, die trocknen, fegen und beleben sollten, vor allem aber mit der Winterwirtschaft ein Ende machen. Denn weshalb noch hinziehen, was ohnedies vergeben soll?! Um jedes Gebüsch herum waren tiefe Schneelöcher, die Dächer triefen vor glänzender Nässe, ebenso die eisernen Straßengeländer. Schneerosenknospen wuchsen überall, man stellte sie in Gefäße, aber sie erblühten nicht, aus irgendeinem versteckten Grund. Man bedauerte die Vögel nicht mehr, Krähen und Gimpel, obzwar sie jetzt ebensowenig zu fressen hatten wie im starren Winter. Die, die das überstehen hatten können, würden auch das noch überstehen. »Ein miserables Wetter«, sagen alle, obzwar es in seiner Miserabilität gerade *rührend schön* ist. Die Menschen ziehen sich zurück, wie vor einem Menschen, der nicht mehr »sein Bestes« leistet. Es ist nicht Fisch, nicht Fleisch, sagen sie einfach. Nein, aber es ist *rührendes Patschwetter*. Ich finde es nicht, daß es weniger anziehend ist als der starre Winter und der helle, klingende Frühling. Der zerrinnende Schnee ergreift mich. Er war einst so herrschsüchtig, so unerbittlich, so zäh—fest. Die »Champions« liebten ihn, nun sind sie von ihm abgefallen. Sie können ihre überschüssigen Lebenskräfte nicht mehr an ihm erproben, schwächlich geworden, sucht er, gleichsam verlegen, in Bächlein abzurinnen, zu verschwinden. Und man hatte ihn doch so sehr geliebt, direkt verhätschelt, als er noch *brauchbar* war. Jetzt könnte man singen:

»Schnee, du wirst grau und schmutzig — — —
was ist mit dir?!

Zu nichts mehr bist du nütze — — —.

Willst du vielleicht sogar meinem geliebten Kinde einen Schnupfen bringen?!?

Du Schnee, dann, dann mag ich dich auch nicht mehr, verschwinde!«

Und im Gelände werden bald Primeln und Veilchen stehn,
und ich werde sie pflücken und sie dir nicht geben, das heißt *äußerlich*, vor den Menschen. Aber *vor Gott!*

Gleich beim Hotel

Gleich beim Hotel, links von der weißen Straße
 ist eine abschüssige Wiese, die niemand betritt,
 Im Urzustande ist das vielfarbige Fleckchen,
 Auf roten Disteln wiegte sich der Distelfink,
 und graue Brennesseln bargen gelbe Schnecken.
 Es war ein Gewirr von braun und grau und weiß,
 mannshoch und dicht. Im Mondlicht lag es düster.
 Hier erschaute ich der holden Jahreszeiten holden Wechsel.
 Oberhalb wurde gebaut mit hunderttausend weißen Betonwürfeln,
 und unten war das Bahngeleise nach Triest.
 Hier aber, auf dem abschüssigen unzugänglichen Wiesenfleck-
 chen, gab ein Monat dem anderen die Tür.
 Ein jeder kam in *seinem* Prachtgewande.
 Und jeden grüßte ich dankbaren Blicks.
 Es war mein Kalender. Ich erkannte jeden Monat, jede Woche, ja
 jeden Tag an den Veränderungen.
 Als alles blühen *wollte*, sah ich es voraus;
 ich sah voraus, als alles sterben *mußte*!

Landpartie

Ich bin »radikal« geworden. Ich mache mit einer mir sympathischen Dame eine Eisenbahnfahrt von 25 Minuten nach M. Wenn sie nicht am Fenster lehnt und in die Landschaft hinausstarrt, bin ich bereits enttäuscht, nicht mehr ganz »à mon aise«. Sie erwartet also »anregende Konversation«, pfui! Wenn sie sagt: »Es zieht, machen Sie, bitte, das vis—a—vis—Fenster zu«, bin ich mit ihr fertig, Rheumatismus zieht nicht bei mir, das ist schlechtrassig, so 1870, zur Krachzeit. Wenn ich ihr in M. das herzige, brausende, dunkle Flüsschen zeige, muß sie entzückt sein, ja sie muß, sie muß, sie muß! Wenn ich ihr den Frieden der langen Dorfstraße zeige, muß sie selbst »friedevoll« werden! Wenn ich ihr das niedere, schneeweiße Haus zeige mit den schwarzen Eisengittern und den vergoldeten Schleifen und sage: »Hier hatten die Generäle Napoleons des Ersten Quartier!«, so muß es ihr wie heiliger Schauer über ihren rosigen Rücken laufen! Billiger gebe ich es nicht. Es sind schlechte Zeiten angebrochen für wirklich zarte Seelen, und daher muß man prüfen, ehe man ewig Landpartien macht! Wenn sie in dem kleinen, traulichen Dorf—Kaffeehaus ihren Tee selbst bezahlt, ist es gut. Wenn nicht, ist es bedenklich. Wenn sie den Sonnenuntergang nicht beachtet, sondern lieber von einem erzählt, der sie einst sehr, sehr geliebt hat, ist es vollkommen verfehlt. Auch der Rauch der Lokomotiven sogar hat sie zu interessieren. Wenn sie sagt: »Ich möchte nicht gar zu spät nach Hause kommen«, so ist es falsch. Mit mir kommt man immer zu früh, und nie zu spät nach Hause. Auf der Rückfahrt hat sie eine andere zu sein wie auf der Hinfahrt! Wie sie das macht, ist ihre Sache! In dem »langen Tunnel« hat nichts zu geschehen! Aber sie hat es innerlich zu bedauern, daß es so war! Ich bin »radikal« geworden. Eine Fahrt von 25 Minuten; Aufenthalt; retour; und ich weiß alles!

Psychologie

Mich interessiert an einer Frau *meine* Beziehung zu ihr, nicht *ihre* Beziehung zu mir!

*

Daß *ich* ihr eine exzeptionelle Achatbrosche schenken darf, macht *mich* glücklich, nicht daß *sie* es gerührt annimmt!

*

Ich küsse ihre Haarlocke in meinem Zimmer anbetend, aber ihre braun-roten Haarsträhne mögen im Winde flattern *für alle Welt!*

*

Sie hat Migräne, und *ich* renne nachts in die Apotheke. *Für mich* hat sie Kopfweg, da *ich* besorgt bin, es ihr zu lindern!

*

Wenn sie »Wintersport« treibt, zittere ich um ihre zarten geliebten GAZELLENGIEDER! *Für mich allein* betreibt sie daher »Wintersport«!

*

Ein Hut, der ihr *schlecht steht*, macht *mich* unglücklich, ein Hut, der ihr *zu fesch—kokett* steht, macht *mich* ebenfalls unglücklich! *Für mich allein* also trägt sie alle, alle ihre Hüte!

*

Die Speise, die ihr nicht schmeckt, macht *mich* unglücklich, die Speise, die ihr schmeckt, macht *mich* glücklich. *Für mich, für mich* allein daher ißt sie!

*

Der Blick, mit dem sie einen anderen liebenswürdig anschaut, macht *mich, mich allein* unglücklich! Daher gehört dieser Blick *mir, mir*, und nicht ihm, dem eitlen Laffen!

*

Mir, mir allein gehört alles, was von ihr kommt, Böses und Gutes, denn *ich, ich* allein empfinde es!

Natur

Naturempfinden ist wie die *Mutterliebe* eine ewig rastlose Emotion. Man kann nicht sagen: Hier ist es schön! Man muß erfüllt sein, krank, von allem anderen losgelöst, begeistert, gerührt, dankbar und erstaunt! Man muß sich sagen: Wie komme ich dazu, das zu erleben, zu erschauen?! Es muß ein »Nervenrausch« sein, sonst ist es nichts, nichts! Es darf keinerlei Zweck haben für die wertige Gesundheit, es muß von selbst wirken und beglücken, wie das Antlitz der jungen Mutter, die sich über die Wiege des soeben erwachten Kindchens beugt. Ein Glücksschimmer ist da über seinem Antlitz, weshalb, das weiß niemand. So muß die Natur wirken! Sie ist kein hygienisches Heilmittel, pfui, sie ist ein *Mysterium*. Nimm gewisse Vögel aus dem Wald, und sie sterben vor Gram. Gib sie zurück, und sie zwitschern Dankgebete. So ist das Naturempfinden. Eine heiße, süße, zehrende Leidenschaft der Seele! *Sport* und *Hygiene* sind Börsenmanöver, die die modernen Menschen mit dieser Kirche »Natur« effektuieren!

Mama

Meine Mama wollte »ein großes Haus« führen, um ihre wunderschönen Töchter reich zu verheiraten. Das nahm ich ihr übel. Denn, wenn es gelingt, ist es wie ein Haupttreffer auf eine in der Tabaktrafik gekaufte Promesse. Ich bin gegen das »Spiel« im Leben. Man riskiert zu viel. Das ist es. Also, wie gesagt, ich war sehr dagegen. Aber in meiner Kindheit hatte ich einen vollkommen krankhaften Fanatismus für sie, und meine Liebe zu ihr war keine ruhig—selbstverständliche eines guten anhänglichen Kindes, sondern zehrte an

mir, wie wenn ich ein unglücklich Liebender wäre, der an »inneren Zärtlichkeitsgefühlen« zugrunde geht, während doch Mama mich sehr, sehr, sehr lieb hatte und meinen »kindlichen begeisterten Blick« zu würdigen verstand. Oft sagte sie: »Du dummer Kerl, was willst du denn, ich hab' dich ja so wie so riesig gern und außerdem bin ich mit dir sehr zufrieden, der Hofmeister, die Gouvernante, der Violinlehrer und Mr. Palotta, alle loben und lieben dich — — —.« Aber meine Zärtlichkeit für Mama zehrte an mir. Vor ihr niederknien und den Saum ihres Kleides mit den Lippen berühren, daran dachte ich nicht. Ich sah sie an und war voll übertriebener Zärtlichkeit, als ob ich noch überhaupt bewußtlos in ihrem Schoße läge, von ihren Kräften innerlichst behütet, genährt, gepflegt, so vorzeitig herausgestellt in eine Welt, in die ich noch nicht hineingehörte! Mama! Mama! Als ich mit zehn Jahren, gerade der Primus im Gymnasium, an einer Fußbeinhautentzündung schwer erkrankte, hatte sie ein Jahr lang ihr Bett neben dem meinen und nahm nächtelang meine Seufzer in ihr Herz auf. Nachmittags sang sie im Nebenzimmer Schubertlieder. »Ihre Stimme klingt etwas ermüdet!« sagte der liebevolle junge Gesangsmeister. »Mein Sohn hat heute Nacht wieder sehr gestöhnt« erwiderte sie. Eines Tages sagte Professor Dittel: »Es muß geschnitten werden, der Fuß ist ganz in Eiterung.« Da saß sie nachmittags an meinem Bette und zupfte aus Leinwandfetzen Charpiewolle. »Was machst du da, Mama?!« — »Daß die Zeit vergeht« erwiderte sie. Am nächsten Tage sagte Professor Billroth: »Ich pflege in einem solchen Falle noch nicht zu schneiden, es wird sich aufsaugen!« Da kniete meine Mama vor meinem Bette nieder, aber nur für einen Augenblick. Dann ging sie ins Nebenzimmer und spielte und sang am Klavier die »Forelle« von Schubert. Der Gesangsmeister sagte: »Heute klingt Ihre Stimme frischer. Sie dürften gestern eine ruhigere Nacht gehabt haben!« — »Nein«, sagte sie, »aber ich werde sie heute nacht haben!«

So wurde ich

Ich saß im 34. Jahre meines gottlosen Lebens, Details kann eine Tageszeitung unmöglich bringen, ich saß im Café Central, Wien, Hertengasse, in einem Raume mit gepreßten englischen Goldtapeten. Vor mir hatte ich das 'Extrablatt' mit der Photographie eines auf dem Wege zur Klavierstunde für immer verschwundenen fünfzehnjährigen Mädchens. Sie hieß Johanna W. Ich schrieb auf Quartpapier infolgedessen, tieferschüttert, meine Skizze »Lokale Chronik«. Da traten Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Felix Salten, Richard Beer—Hofmann, Hermann Bahr ein. Arthur Schnitzler sagte zu mir: »Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie dichten!? Sie schreiben da auf Quartpapier, vor sich ein Porträt, das ist verdächtig!« Und er nahm meine Skizze »Lokale Chronik« an sich. Richard Beer—Hofmann veranstaltete nächsten Sonntag ein »literarisches Souper« und las zum Dessert diese Skizze vor. Drei Tage später schrieb mir Hermann Bahr: »Habe bei Herrn Richard Beer—Hofmann Ihre Skizze vorlesen gehört über ein verschwundenes fünfzehnjähriges Mädchen. Ersuche Sie daher dringend um Beiträge für meine neugegründete Wochenschrift 'Die Zeit' ¹« Später sandte Karl Kraus, auch der Fackel—Kraus genannt, weil er in die verderbte Welt die Fackel seines geniallustigen Zornes schleudert, um sie zu verbrennen oder wenigstens »im Feuer zu läutern«, an meinen jetzigen Verleger S. Fischer, Berlin W., Bülowstraße 90, einen Pack meiner »Skizzen«, mit der Empfehlung, ich sei ein Original, ein Genie, Einer, der anders sei, nebbich. S. Fischer druckte mich, und so wurde ich! Wenn

1 Der erste Altenberg—Druck, eben jener Skizze »Lokale Chronik« (unter der Chiffre P. A.), erfolgte auf meine Veranlassung in der Zeitschrift 'Liebelei', im Januar 1896. [KK]

man bedenkt, von welchen Zufälligkeiten das Lebensschicksal eines Menschen abhängt! Nicht?! Hätte ich damals, im Café Central, gerade eine Rechnung geschrieben, über die seit Monaten nicht bezahlten Kaffees, so hätte Arthur Schnitzler sich nicht für mich erwärmt, Beer—Hofmann hätte keine literarische Soiree gegeben, Hermann Bahr hätte mir nicht geschrieben. Karl Kraus freilich hätte meinen Pack Skizzen unter allen Umständen an S. Fischer abgeschickt, denn er ist ein »Eigener«, ein »Unbeeinflußbarer«. Alle zusammen jedoch haben mich »gemacht«. Und was bin ich geworden?! Ein Schnorrer!

Oberflächlicher Verkehr

Ein Herr, den ich zehn Jahre lang nicht gesehen hatte, kam im Berghotel per Automobil an und sagte zu mir: »Gut, daß ich gerade Sie hier begrüßen kann. Sie kennen sich doch auf dem Semmering gewiß gut aus. Wo ist hier der *Raseur*?!« — »Gleich im Hause daneben«, erwiderte ich, — »Ich wußte es ja«, sagte er beglückt, »daß ich mich an die richtige Adresse gewendet habe; adieu — — —.«

Ein Herr schreibt mir aus Prag: »Teurer verehrter Meister, in Ihrem Buche »Prodromos« ist ein englischer Reibhandschuh angepriesen. Kann ihn in ganz Prag nicht finden. Bitte auch um genaue Angabe des Preises!« Ich schrieb zurück: »Bürsten sind nur in Eisenhandlungen zu finden, Preis 1 Krone und 10.000, je nach der Qualität!«

Eine Dame, die mir ausnehmend gut gefiel, sagte mir: »Ich habe ein diskretes Anliegen an Sie. Können Sie mich nicht mit Ihrem reizenden Freunde bekannt machen?!« — »*Nein!*« erwiderte ich schlagfertig.

Ein Herr aus Berlin schrieb mir: »Wie lange wollen Sie noch uns Leser mit Ihren Brocken von angeblicher Seelentiefe *anöden*?!« Ich erwiderte, ich sei zwar schon ziemlich abbröckelnd, aber den genauen Zeitpunkt des *definitiven Endes* könne ich nicht angeben, er möge sich noch ein wenig gedulden — — —.

Jemand fragte mich, wo denn eigentlich meine Bücher zu haben seien?! Worauf ich erwiderte: »Ich glaube, der Bäckermeister oder der Schuster dürfte noch einige Exemplare auf Lager haben — — —.«

Jemand schrieb mir aus Klein—Höflein, wo ich nie gewesen war und auch *niemanden* kenne: »Falls Sie nicht innerhalb acht Tagen Ihre Schuld von 11 Kronen 60 Heller bezahlen, werde ich die Sache meinem Advokaten übergeben!« Infolgedessen bezahlte ich 11 Kronen 60 Heller nach Klein—Höflein. Wenn ich nur wüßte, wo dieser Ort liegt?!

Jemand sagte zu mir: »Ah, Sie sind der berühmte Herr Paul Altenberger, über den so viele gute Witze kursieren?!« Ich sagte, ich hätte noch andere Qualitäten, und entfernte mich hoheitsvoll—gelassen.

Eine junge Dame sagte zu mir: »Einmal und nicht wieder!« Ich hatte sie nämlich ihr Nachtmahl selbst bezahlen lassen. Freilich hatte ich die vergebliche Hoffnung gehabt, sie würde auch meines gleich mitbezahlen — — —.

Eine reiche Familie, der ich es mitteilte, daß heute, 9. März, mein Geburtstag sei, sagte im Chore, daß man es mir wirklich gar nicht ansehe, ich schaute aus wie ein guterhaltener Fünfziger. Mir wäre es lieber gewesen, ich hätte den »Fünfziger« gut erhalten!

Das sind lauter oberflächliche Bekanntschaften, nichts Solides dahinter, kein Gemüt und kein Geld. Es ist sehr, sehr schwer, Menschen zu finden, die sich wirklich und ernstlich an einen anschließen — — —.

Noch nicht einmal Splitter von Gedanken

Nur mit dir, Geliebte, hat das Leben für mich noch einen Reiz, aber ohne dich hat es noch mehr Reiz!

*

Eine Frau, der *ich* ihr *Alles* bin — — — pfui Teufel!

*

Mit 82 Jahren ist man mit dem Tode schon *so befreundet*, daß er einem die unangenehmsten Wahrheiten ungeniert ins Gesicht sagt!

*

Für 500 Kronen Honorar erklären dir die Ärzte, du habest »eine leichte Blutzirkulationsstörung«. Es sei nichts von Bedeutung. Für drei Kronen erklären sie dir, es sei ein leichter Schlaganfall. Die Hauptsache wäre, er solle sich ja nicht wiederholen!

*

Nur Juden haben die Ungezogenheit, mich zu fragen, weshalb ich stets an dickem, grünem, seidene Kordon zwei herrliche Automobilpfeifen, Sirenen, trage!? Christen fragen das nie. Sie denken gleich: »Weil er ein Narr ist!« Die Juden lassen sich durch die Frage noch wenigstens die Hoffnung offen!

*

Mein Gehirn hat Wichtigeres zu leisten als darüber nachzudenken, was Bernard Shaw mir zu *verbergen* wünscht, indem er mir es *mitteilt*!

*

»Glauben Sie, daß ich die Dinge nicht ebenso wenig ernst nehme, wie Sie, Dichter?!«

»Ich glaube es, weil Sie *kein Dichter* sind!«

*

»Woher nehmen Sie ununterbrochen Ihre Begeisterung für Frauen, Kinder, die Natur?!« sagte jemand zu mir.

»Von Abführmitteln! Tamar Indien Grillon! Von meiner *inneren Unbeschwertheit*!«

»Sie scherzen!«

»Gewiß. Denn Sie würden davon nur *Diarrhöen* kriegen!«

Märchen des Lebens

Der größte Beweis von *Kultur* und *Takt* einer Frau ist es, sich die ihr immerhin ganz angenehme Verehrung eines ungeliebten Mannes gefallen zu lassen, ohne ihn je zu kränken! Eine Dame ließ sich durch sechs Wochen meine schwärmerische Begeisterung sanft lächelnd gefallen. Beim Abschied bat ich sie, doch den Rehlederhandschuh abzustreifen, damit ich zum ersten— und zum letztenmal ihre geliebte Hand küssen könne — — —.

»Schau'ns, Peter, was haben's davon, nix. Das hat gar keinen Zweck. Hab' ich recht?!«

»Vollkommen«, erwiderte ich.

»Leicht sind Sie getröstet!« erwiderte sie.

»Im Gegenteil, Ich bin *untröstlich* darüber, daß Sie in Ihrer Kindheit zu wenig französische und englische Gouvernanten gehabt haben!«

Das Glück

Ich erwartete das Glück vergeblich Jahre und Jahre lang. Endlich kam es und setzte sich zutraulich an mein Bett. Es hatte gelbbraunen Teint wie die Javanerinnen, schmale, lange Hände und Finger, Gazellenbeine und bewegliche lange Zehen. Ich sagte: »O, bist du wirklich, wirklich endlich das Glück, das lang ersehnte, tief entbehrte?!?« »Ich werde es dir morgen schreiben, ob ich es wirklich bin oder nicht. Du wirst selbst urteilen — — —.«

Am nächsten Morgen fand ich einen Zettel, auf dem geschrieben stand: »Adieu, auf Nimmerwiedersehen — — —.« Ja, es war also wirklich und wahrhaftig »das Glück« gewesen!

Entzweit

Oft sagte ich ihr, was mir an ihr nicht recht war — — —
ganz verzweifelt starrte sie mich mit bösem Blicke an.

Ein Abgrund öffnete sich; meine Liebe und ihre Freundschaft aufzunehmen.

Dunkel ward's und kalt.

Hilflos ist die Frau in solchen Augenblicken, glaubt stets sich etwas zu vergeben, falls sie milde wird,

fällt der bangen Stunde hilflos stumm anheim.

Ich sagte: »Hörst du die Holzfäller, den Schwarzspecht, riechst du der feuchten Wurzelstämme braunen Moder, siehst du die Bläue des letzten Enzians, fühlst du meinen Schmerz?«

Sie sagte: »Mit solchen Reden wollen Sie mich versöhnen?!«

»Mit solchen Reden nicht, doch überhaupt. Und irgendetwas muß gesprochen werden, sei's dies, sei's jenes. Vielleicht findet sich ein Wort — — —. Es *muß* ein Wort einfach *gefunden* werden, das sich wie eine Notbrücke von meiner Seele zu der deinen spannt!«

Und sie: »Siehst du, da bereust — — —.«

»Ja, ich *bereue*, daß *meine Liebe* größer als meine Sehnsucht, dich zu *bessern*, ist!«

Das größte Kompliment

Einige Herren saßen beim Frühstück auf der herrlichen Bergterrasse, sprachen über die junge Gräfin.

Der erste: »Sie ist so liebreizend, daß man krank und gesund zugleich wird bei ihrem Anblick!«

Der Zweite: »Ich habe ein Gedicht gemacht, es ist das erste in meinem Leben. Puccini will es mir in Musik setzen.«

Der Dritte: »Ich schrieb an meine geliebte alte Mutter nur über sie, acht Quartseiten — — —«

Der Vierte: »Sie ist da, und selbst der Bergwald ist seitdem schöner, melancholischer, düster—verhängnisvoll geworden!«

Der Fünfte: »Wenn sie abends 8 Uhr, beim Konzerte, in den Speisesaal treten würde, *splitternackt*, sich hinsetzen, essen, trinken, sprechen würde, so würde der ganze Saal es für natürlich, selbstverständlich finden, als ob man längst darauf gewartet hätte! Man spürte es direkt als etwas Unschickliches, daß sie früher angekleidet gekommen war!«

Hotel—Stubenmädchen

Ich sagte zu meinem Hotel—Stubenmädchen: »Johanna, Sie werden von Tag zu Tag unaufmerksamer gegen mich. Gestern waren sogar keine Zündhölzer vorhanden.« Sie sagte: »Jetzt wird es schon wieder besser werden. Ich habe nämlich meine Schwester, 27 Jahre alt, verloren, man hat ihr zum Schluß das ganze linke Bein abgenommen. Sie hat gesagt: 'Ich möchte auch mit *einem* Bein leben!' Aber es ist doch nicht gegangen.« Sie brachte mir zehn Pakete Zündhölzchen. Sie sagte: »Wenn man nur wüßte, wofür man so schwer bestraft wird!? Die Dame auf Nr. 32 hat sicherlich mehr gesündigt als wir, und wie fein lebt sie?!«

Ich sagte: »Johanna, wenn es auf Erden richtig zuginge, brauchten wir ja nicht die Hoffnung aufs Himmelreich — — — «

Sie sagte: »Entschuldigen Sie vielmals die zahlreichen Versäumnisse der letzten Tage. Meine arme Schwester hat ausgerungen. Jetzt kann ich wieder meine Pflicht erfüllen!«

Plauderei

Es kommt der Augenblick träge herangeschlichen, da man nichts mehr wird schreiben können. Man hatte doch etwas zu sagen, was dem anderen nützte. Und wäre es nur: »Schlafet bei weit geöffneten Fenstern!« Man hatte unbedingt eine Mission, eine winzige, eine nichtige Mission, aber eine Mission! Das hält einen in Zusammenhang mit allen Menschen, die man nicht kennt. Den Bekannten gegenüber hat man ja keine Mission. Für die ist man ein Narr oder ein Schwindler. Manche sagen sogar: »Nein, diese Ehre tun wir ihm ja doch nicht an!« Wofür also halten sie uns?! Ich könnte meine Sachen widerrufen, aber Tausende würden sie als Wahrheiten in sich aufnehmen. Ich könnte es verkünden: »Nein, die Frauenseele ist doch nicht so, *wie ich sie sehe!*« Aber Tausende würden jammern: »O, bitte, wir sind *doch so!*« Mein Talent war klein, aber mein Fühlen war groß. Die meisten haben kein Talent und kein Gefühl, nämlich für allgemeine Dinge, obzwar sie im besonderen, in ihrem trauten Nestchen, beträchtliche Gefühle aufbringen, die irgend jemandem mit Vor— und Zunamen recht sehr zugute kommen. Jemand schwärmte mir immer und immer von seinem Garten vor, schilderte ihn mit wirklicher Liebe und Begeisterung. »Ja«, sagte Ich, »aber auf der Strecke so und so der Bahn so und so habe ich einen noch viel schöneren Garten geseh'n.« — »Und was haben S' davon?!« — »Nichts«, erwiderte ich. Es gibt Menschen, die schöne Gärten lieben, und es gibt solche, die ihre schönen Gärten lieben! Das ist der ganze Unterschied. Na, und was haben s' davon! Nichts!

* * *

DIE SEIT DER ERKRANKUNG DES DICHTERS IN VERSCHIEDENEN BLÄTTERN VERÖFFENTLICHTEN BEITRÄGE ENTSTAMMEN EINER FRÜHEREN ZEIT. IN DEN MONATEN DER KRANKHEIT IST EIN MANUSKRIFT ENTSTANDEN, DAS HIER VERÖFFENTLICHT WIRD.

Mein grauer Hut

Der Märzwind klagt durch die winter—erfrorenen rostroten Gebüsche. Über die grauen Wiesen bürstet er grauen Märzstaub auf, zieht in die Wälder hinauf, um rotes starres Laub zum rascheln zu bringen, zum Vorfrühling—Tanze!

Neben mir liegt mein geliebter grauer Filzhut, Gemsjagd—Kaiser—Hütchen. Er erinnert mich an alles, was ich verloren habe, an *Alles!* Ich habe ihn in Mürzzuschlag gekauft, nach langem Suchen, er ist mein Ideal—Hut. Nun blicke ich ihn an, in tiefster Zärtlichkeit, als ob er noch die hellen scharfen Lüfte und Düfte vom Semmering—Paradiese in seinem Filzgewebe berge. Ja, für mich birgt er sie, alle die Schätze, die mein Auge dort droben in der lichten scharfen Luft in sich hineingetrunknen hat, auf der Beton—Terrasse, 6 Uhr Morgens, mit sonnigem Wiesennebel und dem Mürz—Nebel—Strom ins Haidbachtal, weiß und leuchtend, ein Märchen—Strom! Und Abends die goldenen Wolken im Mürztal; und immer, immer war es noch schöner als am Vortage, und meine Seele war reich durch Begeisterung. Nichts entging mir von Gottes Pracht.

Nun denke ich an das Holdeste, Klara P., Magda S., Eva L., Frau M., ebenfalls Gebilde der gütigen edel—gestaltenden Natur! Für alle hatte ich den Blick fanatisch—zärtlicher Begeisterung! Nun aber bleibt mir nur mein kleiner grauer Filzhut, Gemsjagd—Kaiser—Hut; er liegt vor mir, unscheinbar, nichtssagend. Mir aber scheint die untergegangene Sonnenwelt Semmering. daraus entgegen, und sagt mir »adieu«, adieu für immer — — —. Weshalb dieses Schicksal?! Ich weiß es nicht — — —.

8. März 1913. Vortag meines 54. Geburtstages. Für Frau Lilly St.

DASS DIESER DICHTER ZEITGENOSSE IST, MAG ALLEN SPOTT RECHTFERTIGEN. ABER DER REICHT NICHT AN DEN HUMOR HINAN, MIT DEM DAS ERLEBNIS SOLCHER UNVEREINBARKEIT DEN DICHTER SELBST BEGNADET HAT. DIESES BESTE GELÄCHTER AUFZUBEWAHREN, DAS WESENTLICHSTE EINER MENSCHLICHKEIT, DEREN FALSTAFFGEWAND EIN GEWENDETES MARTYRIUM WAR, ÜBER GESCHRIEBENES FORTZUFÜHREN UND VON DER ANEKDOTISCHEN PLATTHEIT ZU SÄUBERN, DIE JETZT DURCH JOURS UND KABARETTES DIE EINTRÄGLICHE RUNDE MACHT, WIRD EINST KEINE LEICHTE PFLICHT SEIN. ETWA ERLEICHTERT DURCH DIE ERINNERUNG: WIE MAN DAS LEBENDIGSTE HERZ EINER ZEIT DEM PUBLIKUM ZUGÄNGLICH GEMACHT HAT, IN WELCHEM WINKEL DER UNTERHALTUNG UND IN WELCHEM ABTRITT DER PUBLIZITÄT, UND WIE MAN SO GAR NICHT DIE VERPFLICHTUNG FÜHLTE, DIE WÜRDELOSIGKEIT DES GENIES FÜR EHRWÜRDIG ZU HALTEN UND IHR EBEN JENE OBHUT ZU GEWÄHREN, DIE SIE VERSCHMÄHT HAT. UND VERGESSE, AN WEM ES SEIN WIRD, ZU ERINNERN, AUCH JENES NEUE WIENER JOURNAL NICHT, DAS ALS ERSTES IN DER LAGE WAR, DIE SCHWERE ERKRANKUNG DES DICHTERS ZU MELDEN, UND HIERAUF ALS EINZIGES, DEN FASCHINGSULK EINES MÜNCHNER KRETINS NACHZUDRUCKEN:

**Für mein neuestes Buch eigen-
ster Originalität suche ich einen
Leser
Offerten mit Honoraransprü-
chen unter »Nur ein
Viertelstündchen bei
P. A.« an die Expedition.**

DIE DENKBARKEIT UND DRUCKFÄHIGKEIT SOLCHER AUFFASSUNGEN IST EINEM PETER ALTENBERG NIE ZUM PROBLEM GEWORDEN. DIE LEIDENSGESCHICHTE EINES DICHTERS IST DIE LEIDENSGESCHICHTE DER MENSCHHEIT. ABER ICH WEISS, DASS DIE JETZT IN TÄGLICHEN FORTSETZUNGEN ERSCHEINT!

Notizen

Prag, im Palace—Saal, am 4. März:

I. Aphorismen aus »Nachts« / Titanic / Conrad von Hötzendorf; Bitte, das ist mein Recht; Ein Satz; Wenn Herr Harden glaubt / Die neue Art des Schimpfens. II. Herbstzeitlosen oder Heimkehr der Sieger (mit Vorwort). — Hört, ihr Tauben!; Aufgewachsen bei / Weiße Frau und schwarzer Mann.

'Prager Tagblatt', 5. März: »Karl Kraus und Adolf Loos«. (Ein Vortrag Loos' hatte am 3. stattgefunden.)

Wien, im Großen Beethovensaal, am 10. März:

I. Hört, ihr Tauben!; Ein Freund unseres Blattes; Grüß Gott, Doktor; Morgen jährt sich; Eine rhetorische Frage; Nicht auszudenken; Der Schmock, das Talent und die Familie / Rhythmus eines österreichischen Sommers. II. Fahrende Sänger / Titanic. III. Der Grubenhund; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen / Weiße Frau und schwarzer Mann.

Die nächste Wiener Vorlesung findet im Kleinen Musikvereinssaal am 16. April statt.

* * *

Auf viele Anfragen wird mitgeteilt, daß die Behauptung von Buchhändlern, die Broschüren »Die demolierte Literatur« und »Eine Krone für Zion« seien vergriffen, der Wahrheit entspricht und daß eine Neuauflage nicht veranstaltet wird. Dagegen ist die Angabe, daß auch die Schrift »Heine und die Folgen« vergriffen sei, nur die Ausstreuung jener Kreise, die ein Interesse an der Unterdrückung dieses Essays haben, den sie mit Recht für gefährlicher halten als alle antisemitische Heine—Kritik. »Heine und die Folgen« ist in dritter Auflage erschienen und wird mit »Nestroy und die Nachwelt« und den Aufsätzen über Strindberg, Altenberg, Wedekind und Schnitzler zu einem Band vereinigt werden, dem sich Glossen—Bände, satirische und polemische Schriften und das so oft hinausgeschobene Werk »Kultur und Presse« anschließen werden. Wann alle diese Bücher erscheinen, ist aus bestimmten Gründen unbestimmt.

* * *

Geehrter Herr! Einige gebildete Leute sollen — wie mir erzählt worden ist — in Ihrer Schnitzler—Glosse im Märzheft der Fackel eine Unrichtigkeit entdeckt haben, die Ihnen als freiwilligem Nichtwisser zwar nicht als »Blamage«, immerhin aber dort angekreidet werden müsse, wo Sie fremde Grubenhunde feststellen. Sie zitieren die Zeitungsschmockerei: er (Schnitzler) läßt »die Bühnenhandlung vom ersten Augenblick an mit Spannung wie mit Elektronen sättigen«, und glossieren: »Elektrone sind Bernsteine, aber das macht nichts«. Jene Gebildeten meinen nun, Sie verspoteten den Satz, weil Sie nicht wüßten, was in jedem physikalischen Schulbuch stehe, nämlich daß es wirklich Elektronen gibt. Solche Vorzugsschüler, die nach dem Schulbuch schreien, wo ihnen Ohr oder Auge versagt, verdienen das Lineal über das Maul

gestrichen. Ich, der ich mir anmaße, dutzendemal mehr von den Elektronen zu verstehen als der gesamte wissenschaftlich gestikulierende Teil Ihrer Leserschaft, habe die Glosse folgendermaßen aufgefaßt: Sie entblößen die spannungsbeflissene Leere des gebrauchten Bildes (das, als innerlich unerlebt, unsachlich ist), indem Sie ihm die schlichte ältere Bedeutung des Wortes entgegenstellen; Sie sind durch die Übersetzung »Bernsteine« gleichzeitig imstande, das Gemauschel mit aufgeschnappten Fachwörtern zu charakterisieren, davon nicht erst zu reden, daß sich diese Übersetzung dem Dramatiker Schnitzler sofort assoziiert. Aber auch wenn Sie nicht so komponiert hätten oder wenn Sie wirklich von der übrigens viel befehdeten Elektronenhypothese nichts wüßten, ja sogar wenn Ihr Satz im physikalischen Unrecht und die Phrase im Recht wäre (was nicht der Fall ist, denn die Phrase hinkt sprachlich wie physikalisch und Ihre Wendung hat gerade für den tatsächlich wissenschaftlich Geschulten und Erkennenden besonderen Reiz), so bliebe die Berechtigung jener Stelle außer Zweifel; denn Sie haben nicht bloß das Recht, Sie haben die Pflicht — nicht als ein »Du sollst«, sondern als ein »Ich muß« — dem Schmock immer über die Schnauze zu fahren, wenn er sich erfrecht, seine berichterstattende Nebensächlichkeit durch wissenschaftliche Wortschälle aufzubauschen; der Schmock hätte auch dort wissenschaftlich Unrecht, wo er zwischen seinen Neuigkeiten einen wissenschaftlichen Ausdruck scheinbar richtig einsetzt. Und so: Elektrone sind Bernsteine und die Schnitzler sättigen ihre Handlungen mit Bernsteinen und nicht mit Elektronen und Professor Bernhardt hat nichts mit der Wissenschaft, aber alles mit der Zeitung zu tun.

Ihr ergebener L. E. Tesar, Physikprofessor.

Denn: Und sie bewegt sich doch nicht — seitdem es auch die Presse weiß.

* * *

... Zwischen Konfuzius und Lao—tse, Buddha und Kalidasa, Mose und David, Homer und Äschylos laufen ununterbrochen die Funken hin und her und blitzen über zwei Jahrtausende christlicher Zeitrechnung hinüber mit völlig unverminderter Kraft, lichtspendend und wärmezeugend, bis in unser eigenstes Zeitalter hinein. Und wahrscheinlich gab es nie ein Zeitalter, das derartig die Summe zu ziehen vermochte wie dieses unser heutiges. Dadurch haben wir einen Herrschaftsbereich von nie gesehener, ja niemals geahnter Ausdehnung.

Was ist denn los?

Ein Buch wie dieses läßt es uns fühlen. Es imponiert ja zunächst durch seine immense Mannigfaltigkeit, durch die Fülle seiner Anregungen und Einzelbelehrungen, durch die Legion seiner scharf widereinander profilierten Charakterköpfe, durch die Fruchtbarkeit des Widerspruches, zu dem es uns von Seite zu Seite aufspornend reizt. Aber gerade darum sei hier vor allem das Einheitliche betont, das solch ein Werk für uns umfaßt; der *gewaltige Zusammenhang*, der von der ersten zur letzten Seite *magisch—rieselnd sich erstreckt*; und die hieraus quellende geistig—ethische Macht, die die Lektüre eines solchen Buches zu einem derart fruchtbaren

Erlebnis zu gestalten vermag, wie sie sonst fast nur solchen Werken eignet, die selber dem Reiche der Dichtkunst angehören.

F. S—s.

Herr Busse hat eine Literaturgeschichte geschrieben und Herr Servaes hat sie besprochen. Und darum dieser Aufruhr in der Natur.

* * *

Die Halbmonatschrift '*Lacerba*' (Florenz, 1. Jahrgang, Heft 2) bringt eine Übersetzung von Aphorismen aus »Sprüche und Widersprüche« und »Pro domo et mundo«, die recht gut zu sein scheint. Immerhin ist es auch gut, daß als letzter der vierunddreißig Aphorismen — gemäß der Vereinbarung — dieser übersetzt wurde:

Tradurre un'opera di lingua in un'altra lingua significa mandare uno oltre il confine, levargli la sua pelle, e fargli indossare dipoi il costume del paese.

Und erfreulich ist, daß man auch in Italien versteht, daß

Il parlamentarismo è l'accasermamento della prostituzione politica.

In dem gleichen Heft steht ein Aufsatz »Giorgio Brandes. Una Stroncatura« (von Tavolato), dessen Anfang auch dem Nichtitaliener gut klingen dürfte:

In tutta la sua vita il mezzano letterario Giorgio Morris Cohen Brandes non ha fatto altro che mangiar libri e cacar recensioni.

In '*La Voce*', einer Florentiner Wochenschrift (V. Nr. 7) hat die »Libreria della Voce« der deutschen Literatur eine Rubrik eingeräumt: »Opere di Carlo Kraus«. Das ist nur deshalb auffallend, weil in Florenz vermutlich niemand diese Opere kauft und weil es in Wien keinem Buchhändler einfiel, sie zu anoncieren, und in München, wo sie verlegt sind, keinem, sie in ein Schaufenster zu stellen. Nun wird von der betroffenen Seite auf nichts mehr gepfiffen, als auf solche Ehren, aber das italienische Kuriosum muß doch verzeichnet werden, zu Zwecken der Selbstberäucherung, die bekanntlich darin besteht, daß man vor Stummen sagt, irgendwo sei geredet worden. Aber es ist weit über alle Bedürfnisse der Eitelkeit hinaus notwendig, zu erwähnen, daß in einem italienischen Blatt — wieder in der '*Voce*' — eine Revue deutscher Revuen erschien, in der es heißt:

... e poi — Die Fackel di Karl Kraus.

Mi è cosa gratissima poter segnalare ancora una volta questa rivista e quest'uomo all' attenzione degli italiani intelligenti. Più si legge Karl Kraus e più bisogna convincersi che egli è uno dei maggiori stilisti tedeschi di tutti i tempi. Non gli domandate la ragione dei suoi amori e dei suoi odi: badate allo stile. E troverete la sua lingua tanto avvincente, che il contenuto materiale, l'aneddotico delle sue satire va perdendo, durante la lettura, importanza e sapore originali; resta, puro godimento, la perfezione della forma e le idee. — Riparlero di Kraus nella Voce¹.

i. t.

Wie kommt das nur, wie erklärt sich das in dieser Welt der Verbindungen, wofern sie es dem Besprochenen glauben sollte, daß er nie ein Heft nach Florenz geschickt und von der dort erscheinenden Literatur keine Ahnung hatte? Und warum muß es notiert werden? Nur weil wir in Berlin ein sogenanntes '*Literarisches Echo*' haben, welches auch eine Revue der Revuen hält

1 xxx

und wohl die schamloseste Fälschung einer Statistik vorstellt, die je gewagt wurde. Das Totschweigen, das die Kritik ausübt, wenn sie sich nicht anders helfen kann, ist ein heiliges Recht der Notwehr. Die Mißgeburten, die die Erkenntnis eines verpfuschten Lebens zu dem verzweifelten Ausweg geführt hat, öffentlich zu meinen, werden von mir bloß getadelt, weil sie Mißgeburten sind, also dort gepackt, wo sie nichts dafür können. Daraus aber, daß sie sich gegen mich wehren, indem sie kuschen, mache ich ihnen den geringsten Vorwurf. Ich wollte, ich könnte mir's bei ihnen richten, daß durch weitere vierzehn Jahre über mich geschwiegen wird. Wie aber Druckerschwärze zu Schlechtigkeit verleitet, zeigt erst eine Redaktion, die sich das scheinbar harmloseste Amt vorbehalten hat: einfach zu registrieren, was es in der Literatur gibt. Da, müßte man glauben, kann es doch zu keiner Lumperei kommen. Schön, die Konversationslexika werden von Journalisten bedient und lassen sich von denen sagen, wem man die Ehre erweisen soll, geboren zu sein. Aber was sagt man zu einer Statistik, die auf die Frage: Weißt du wieviel Sterne stehen, die Antwort hat: Der Sirius paßt uns nicht? Zu einem Echo, das sich den Schall aussucht, auf den es zurückkommt? Das ist mir eine nette Physik! Wie denn, wenn das Fremdwörterbuch das Wort »Echo« ausließe, weil es ihm nicht sympathisch ist? Aber nein, da steht: es war eine Nymphe, die der Gram unerwiderter Liebe zu dem eitlen Narcissus bis zu einem Hauch verzehrte, dem nur noch eine erwidende Stimme blieb. Ach, sie ging dann nach Berlin und hat sich dort so über mich gegiftet, daß ihr kein Ton mehr blieb. Dagegen, wenn in der 'Grazer Tagespost' eine Notiz über Herrn Bartsch erscheint, was sich doch eigentlich von selbst versteht — ruft sie's zurück. Nichts entgeht dieser Nymphe; nur alles, was mit mir zusammenhängt. Kein Beitrag der Fackel — zur Zeit, da sie noch welche hatte —, kein Liliencron oder Wedekind, kein Strindberg oder Przybyszewski ward je an der Stelle verzeichnet, wo jeder launige Reporter auf Verewigung rechnen darf. Meine Nestroy—Feier, die — nicht als literarische Leistung, nur als kritisches Beispiel — jeden weiteren Festartikel als Abklatsch erscheinen ließ, den Dichter zur Auferstehung gebracht und seinen Historikern, die es in Dankbriefen bekundeten, Aug und Ohr geöffnet hat, wurde verschwiegen und was der Stenograph der Neuen Freien Presse in einem Theaterblatt plauderte, zitiert. Das dreihundertste Heft der Fackel — mit den Beiträgen der ersten Menschen Deutschlands — mußte immerhin für eine Revue der Revuen verlockender sein als die Tatsache, daß im Neuen Wiener Journal der Nachdruck eines Waschzettels über die Kritik einer Besprechung der gesammelten Rezensionen eines Journalisten erschienen ist. Echo widerstand. So daß man fast fürchten könnte, der Gram unerwiderter Liebe zu dieser Nymphe könnte einen Narzissus verzehren. Aber dem bleibt noch immer eine Stimme, um das Echo zu ersuchen, es möge ihn gern haben. Er ist eitel; ihm genügt sein Spiegelbild, er kann den Widerhall entbehren. Und ihm bleibt die Hoffnung, daß die kommenden Literarhistoriker — falls die kommenden Hebammen es nicht vorziehen, die Früchte abzutreiben — sich zwar nicht aus dem Literarischen Echo über die Fackel, wohl aber aus der Fackel über das Literarische Echo Bescheid holen werden. Denn obschon ich keine Statistik führe, wird man mir doch nicht nachsagen können, daß ich ein Fälscher bin. Und wiewohl es mir nicht gegeben ist, auszusprechen was ist — im Grunewald ist auch ein feines Echo —, so wird man mir doch das Zeugnis nicht vorenthalten können, daß ich immer gesagt habe, wie's ist. Sollte es aber der Nymphe Echo nicht passen, so werde ich ihr eins auf die Pappen geben, daß sie überhaupt keinen Hauch mehr hervorbringen wird.

*

Wenn ich indes der Meinung war, daß mir meine Spekulation auf Italien glücken werde, so wurde ich bald eines besseren belehrt. In Bologna, in der Zeitung 'Il Resto del Carlino' (18. März) ist ein Artikel erschienen, der in balkendicken Lettern den Titel »Kraus« führt und Mißständnisse, die über mich von Florenz aus verbreitet werden, gründlich beseitigen dürfte. Es ist eine packende Schilderung der Beliebtheit, deren sich die Fackel in Wien erfreut und die selbst ich mir nie so unerträglich vorgestellt habe:

Questa poi è impossibile ignorarla: c' è in ogni buco di tabaccaio, spunta da tutte le tasche della gente allegra e aiuta la digestione di tutti gli impiegati degli infiniti ministeri della capitale. Diciamo che nessuno scrittore di Vienna gode la popolarità dell' uomo dalla fiaccola, ma è dir poco. Kraus è come il mezzo sigaro: qualche cosa tra l'inutile e il piacevole. Un' abitudine, un per finire e un passatempo. A lungo andare pub riuscire insopportabile, ma sa frantumarsi. Si divide da sè stesso in centellini. La sua rivista è sgranellata, una rivistina bijou dove non c' è mai pericolo di perdere il filo e si puo sempre lasciare a domani il paragraffetto che viene. Il male piu grande che gli possa capitare è di essere preso sul serio: ma gli è accaduto rare volte e se ne è sempre brillantemente vendicato

Das heißt:

Die jedoch kann man unmöglich ignorieren; man findet sie in jedem Trafikenwinkel, sie schaut aus der Tasche der fröhlichen Leute und fördert die Verdauung aller Beamten in den unzähligen Ministerien der Hauptstadt. Man könnte schlechtweg sagen, daß kein Schriftsteller in Wien die Popularität des Mannes mit der Fackel genießt, aber damit wäre noch zu wenig gesagt. Kraus ist wie die kleine Zigarre: halb überflüssig, halb angenehm. Eine Gewohnheit, ein bon—mot, eine Zerstreung. Auf die Dauer kann er unerträglich werden, aber er versteht es, sich selbst zu vernichten. Er teilt sich selbst in Atome. Seine Zeitschrift ist zersplittert, eine bijou—Zeitschrift, bei der man nie Gefahr läuft, den Faden zu verlieren, und sich immer den nächsten Absatz auf den nächsten Tag verschieben kann. Das Ärgste, was ihm passieren könnte, wäre, ernst genommen zu werden: aber das ist ihm selten geschehen und er hat sich immer glänzend gerächt ...

Das wäre nun allerdings entsetzlich. Es scheint eine Verwechslung mit dem 'Kleinen Witzblatt' vorzuliegen. Aber zum Glück bringt die Schilderung auch Tatsächliches. Es wird nämlich festgestellt, daß ich der Neuen Freien Presse die Explosion von Schönbrunn telephonierte habe, und da es schon die dümmsten Leute in Österreich, nämlich die deutschnationalen Schriftleiter gesagt haben, so wird man es endlich glauben, wenn ein italienisches Blatt es bestätigt:

Il giuochetto che sembrerebbe d'un ragazzo, fa il giro dei caffè e dei ritrovi e non c' è un' anima che dubiti sul suo autore. Il quale è un uomo fatto, molto fatto, scrittore e conferenziere, perfino celebre: Karl Kraus ...

... La sua ultima birichinata alla Presse a messo a rumore il mondo dei pubblicitari viennesi.

Das heißt:

Der Streich, der von einem Buben herrühren könnte, macht die Runde durch alle Kaffeehäuser und öffentlichen Lokale und keine Seele ist über den Autor im Zweifel. Der ein reifer, sehr reifer

Mann ist, Schriftsteller und Vortragskünstler, sogar berühmt: Karl Kraus ...

... Sein letzter Bubenstreich gegen die 'Presse' hat die Wiener publizistische Welt aufgewirbelt.

Sonst sind die Ansichten des Verfassers über mich geteilt. Ich bin ein angenehmer Plauderer, gemütlich, aber ein Feind der Philosophie und total gesinnungslos:

Invece Kraus è un artista [Originaltext ausgespart] ... della Freie Presse o nelle laureate parrucche delle varie Rundschau.

Das heißt:

Kraus aber ist ein Künstler der Muße, ein gemütlicher, fescher Mensch, dem die Philosophie verabscheuungswürdiger erscheint als ein Darmkatarrh, ein Mann — Gott sei's geklagt — ohne Prinzipien und ohne Glauben. Seine privilegierte Stellung in Wien verdankt er seinem angenehmen Plauderton, der niemals ein Argument erschöpft, aus dem Bedürfnis, noch weiter zu plaudern. Und die Wiener sind Leute, die sich gern unterhalten ... sie lassen Kraus reden und arbeiten auf eigene Faust: ein einziger der ex—Freunde Weiningers wiegt ganze zehn Kraus auf. Es gibt eine junge Generation, gegen welche der bissige Geist von Kraus nicht aufkommt. Und hier muß man Österreichs Jugend suchen, nicht in den Schnitzern der 'Freien Presse' oder in den akademischen Perücken der verschiedenen Rundschau.

Was ist das? Wie gern möchte ich uno solo degli ex—amici di Weininger kennen lernen. Sollte Herr Ewald, der allerdings schon zu Lebzeiten Weiningers sein ex—amico war, in Bologna Verbindungen haben? Die Philosophie schmeckt mir ja wirklich schlechter als ein Darmkatarrh. Sollte sie sich in Italien über mich beklagt haben? Es käme vielleicht noch Herr Lucka in Betracht. Aber daß der zehnmal wertvoller sei als ich, ist ein wenig übertrieben. Der Verfasser gibt ja selbst zu:

Ma che importa? La Fackel è l' unica rivista di Vienna che si possa consigliare a un forestiero, perche sprizza da ogni pagina intelligenza viva.

Das heißt:

Was tut das? Die Fackel ist die einzige Zeitschrift in Wien, die man einem Fremden empfehlen kann, da sie aus jeder Seite von lebendiger Intelligenz sprüht.

Ich diene also immerhin dem Fremdenverkehr. Aber die peinlichste Enthüllung kommt zum Schluß. In Bologna scheint man viel von Weininger zu wissen. Und da sehe ich denn gut aus:

L'interesse morale verso le cose che cadono sotto il suo scalpello critico ...

Das heißt:

Das ethische Interesse für die Stoffe, welche unter seinen kritischen Griffel kommen, ist oberflächlich und phosphoreszierend. In der Welt der Esel und Trottel behält er die Oberhand durch seinen spitzigen Geist: aber eine innerliche Inanspruchnahme ist nicht vorhanden. Ein großer Teil des geringen ernsten Fonds, der seinen Aphorismen zugrunde liegt, sogar viele seiner Kalauer sind Weininger geraubt (wer von diesen intelligenten Wienern verdankt nicht sich selbst dem Weininger?). Aber Weininger hat nie davon Notiz genommen.

Das ist stark, bitte. Es ist ein Glück, daß wenigstens die Kalauer, die in den Jahrgängen der Fackel vor dem Auftreten Weiningers vorkamen, als Eigenbau anerkannt bleiben. Wie ich sofort nach dem Erscheinen des Buches »Geschlecht und Charakter« zu arbeiten begann, stellt sich nunmehr heraus. Ich nahm zunächst die Aphorismen vor. Freilich gibt es in jenem Buch keine Aphorismen. Aber nur die Blindheit meiner deutschen Feinde konnte bisher übersehen, daß ich einfach die Kapitel Weiningers zerstückelt habe. Wie wäre es sonst möglich, daß sie sich entgehen ließen, was jetzt ein Italiener mit Händen greift? Man lese einmal »Sprüche und Widersprüche« oder »Pro domo et mundo« ohne Absätze herunter und man wird direkt paff sein. Mit dem Buch »Über die letzten Dinge« hat mir Weininger schon besser vorgearbeitet: es enthält Aphorismen. Was nun molti meiner calembours anlangt, die ich ihm geraubt habe, so ist dies nach dem Gesagten ohneweiters einleuchtend, wengleich der Umstand, daß die Werke Weiningers keine calembours enthalten, die Untersuchung schwieriger macht als die Feststellung. Aber da man in Bologna Weininger genau kennt, so ist anzunehmen, daß man dort auch die in Österreich und Deutschland noch nicht bekannten Werke Weiningers kennen dürfte, in denen es bekanntlich von Kalauern wimmelt. Ein Vergleich mit den meinigen wird die Beschuldigung ohneweiters erhärten. Die Möglichkeit, daß sie in Bologna Weininger mit Julius Bauer verwechseln, von dem ich bekanntlich auch sehr viele Kalauer entlehnt habe, lasse ich nicht zu. Manchmal hatte ich bei der Lektüre des Artikels den Eindruck, daß man mich in Bologna mit dem Zifferer verwechsle. Aber erstens hat doch dieser nicht die Schönbrunner Explosion telephonierte und zweitens müßte man dann in Bologna Weininger mit Salten verwechseln. Wer mag den Mann nur informiert haben? Ich war vor »Geschlecht und Charakter« noch populärer als heute und habe schon Witze gemacht, ehe es ex—amici Weiningers gab. Am Ende verwechselt man meine »Sprüche und Widersprüche« mit »Gründe und Abgründe« von Ewald? Es wäre aber doch verfehlt, aus den Beziehungen, die die Aphorismen dieses Philosophen zu meinem und Weiningers Buch unterhalten, auf das Verhältnis der beiden Bücher untereinander einen Schluß zu ziehen. Zwischen mir und Weininger sind geradezu Gründe und Abgründe, und die einzige Ähnlichkeit, die zwischen uns besteht, ist höchstens der Ewald. Damit dürfte er wohl kaum nach Italien renommieren gehen; eher könnte er noch behaupten, daß ich ihn, als daß ich Weininger beraubt habe. Ich glaube nicht, daß Herr Ewald dies oder das gesagt hat. Aber ich diagnostiziere, daß der italienische Korrespondent ein Hörer dieses Philosophen ist und schlecht gehört hat. Eines ist sicher. Der Mann nennt mich »è la piu pettegola, simpatica, spiritosa, seccante intelligenza di Vienna«. Daß sie seccante und pettegola sei, wird er aufrechthalten. Sekant ist man immer, wenn man sich dagegen wehrt, daß einen die Flöhe beißen, und kleinlich ist man, wenn man sich mit den Leuten abgibt, die es behaupten; tratschsüchtig, wenn man sich in Wien dafür interessiert, daß in Bologna gelogen wird. Ist es denn nicht interessant? Einmal waren Österreicher in Bologna, und noch heute wird dort gelogen. Und es ist wichtig; denn die journalistische Technik kennt keine Landesgrenze und die Wehrlosigkeit der Kultur wird immer größer. Ich muß über Leute tratschen, die so viel Verachtung für ihr anonymes Handwerk haben, daß sie Tratsch und Verleumdung bei einem Publikum absetzen können, zu dem die Wahrheit und das Recht des Beleidigten nie gelangen werden. Wer bezweifelt, daß berichten lügen heißt? Aber nun sieht man, daß auch die Literaturkritik, seit sich die Zeitung ihrer bemächtigt hat, auf Gerüchten beruht. Ich soll die Explosion von Schönbrunn erfunden haben. Ich soll die Witze, die Weininger gemacht haben soll, gestohlen haben. Eher könnte ein Methangas-

werk explodieren, als daß ich es erfinden würde. Und eher könnte ich es erfinden, als Weiningers Witze plagiiieren. Ein Nachempfnder bin ich ja. Aber wenn ich schon zugeben muß, daß ich einem Autor etwas nachempfinde, so ist es nicht Weininger, sondern Harten. Nachempfinden kann ich ihm nämlich, daß man dazu kommen könnte, die Italiener Stiefelinsassen zu nennen.

Glossen

25 JAHRE — KOMPONIST!

[Bürgertheater.] Charles Weinberger, der fleißige Operettenkomponist, feiert sein 25jähriges Komponistenjubiläum, und *da traf es sich gut*, daß gerade in diesem Jahr »Der Frechling«, Weinbergers *vorläufig letzte Operette*, im Bürgertheater en suite aufgeführt wird. *So ergab sich der Rahmen* für eine solenne *Feier von selbst*. Sie warf bereits in den ersten zwei Akten der heutigen »Frechling«—Aufführung *ihre Schatten voraus*. Das Tempo war noch flotter, und die abwechselnden Walzer und Polkas klangen noch vertrauter als sonst. Fritz Werner, der als Frechling mit »gut sitzendem Frack« und nicht ganz ebensolcher Tenorstimme auf die Damen bezaubernd zu wirken hat, war voll guter Einfälle und plazierte geschickt die Namen der Weinbeigerschen Operetten im Dialog. Fräulein Petko trug ihren Charme, Frau Pohl—Meiser ihren Humor, Fräulein Myra ihre fabelhaften Toiletten zur Schau; und so war der zweite Akt mit Lachen, *tragischen Schauern* und Applaus zu Ende gegangen. Und nun begann die *eigentliche* Ehrung für Charles Weinberger, die in Form einer Konzertakademie vollzogen wurde. Weinberger erschien am lorbeergeschmückten Dirigentenpult, vom Orchester mit einem Tusch empfangen. Er dirigierte die Ouvertüre zu seinem *reifsten Werk*: »Schlaraffenland«. Diese Oper enthält wirklich *schöne, wenn auch von Wagner stark beeinflusste* Stellen ... Die »Lachenden Erben« vertraten Frau Marion und Herr Agel *glaubhaft* ... Frau Dirkens sah sehr vornehm aus und weckte mit ihrer Art zu tanzen einen Jubel, der sich noch *steigerungsfähig* erwies, als Frau Pohl—Meiser mit den Herren Brod und Carlo Böhm das enorm parodistische Terzett »Rosa! Rosa!« aus der Operette »Die romantische Frau« mit *geradezu groteskem Humor* zum besten gab. Damit war der *künstlerische* Teil des Programms erledigt und es trat nun der Komponist in seine Jubiläumsrechte. Der *Applaussturm steigerte sich zum Beifallsorkan*, als Weinberger inmitten seiner Künstler auf der Bühne erschien. Die Bühne verwandelte sich in einen Blumen— und Lorbeerhain, Fritz Werner überreichte dem Komponisten sein Bild und *umarmte ihn, was den Beifall verstärkte*. Das Orchester fiel neuerlich mit einem Tusch ein und ungezählte Male hob und senkte sich der Vorhang. Im Namen des also Gefeierten, der war, um sprechen zu können, dankte Fritz Werner mit einigen improvisierten, witzigen Worten dem Publikum. Nun erst konnte die Operette »Der Frechling« zu Ende gespielt werden. Die Vorstellung dauerte vier Stunden.

Daß solche Dinge möglich sind, ohne daß Himmelserscheinungen wie Kometen oder mindestens ein flammendes Kreuz beobachtet werden, ist mysteriös. Man sagt, daß ein Weinberger—Jubiläum mit einer Werner—Umarbung einen Steinregen im Gefolge habe, dem in der Regel eine Auswanderung der Feldmäuse und ein Einbruch von Heuschrecken—Schwaden vorangegangen sei. Eine Weinberger—Feier wirft ihre Schatten voraus. Wenn nichts dergleichen außer ein bißl Beifallsorkan und Schwefelregen eingetreten ist, wenn die Bühne in einen Blumenhain verwandelt wurde, anstatt Blumenhaine in Wüsten, dann ist es Zeit, abergläubisch zu werden, dann verbirgt uns der Himmel seine Absichten und übers Jahr gibts Krieg und Pestilenz.

* * *

ZU SPÄT

»Die Fälschungen des geflüchteten Generaldirektors Dr. Götzl aus Prag überschreiten schon jetzt 1 ½ Millionen Kronen ... Außerdem hat er bei Geschäftsleuten, Delikatessenhändlern und anderen namhafte Schulden hinterlassen ... Was wertvoll in seiner Wohnung war, so den ganzen Schmuck seiner Frau, nahm er mit sich ... Nach seiner Flucht kam die Nachricht von seiner Ernennung zum Generalkonsul der Republik Uruguay nach Prag.«

Zu spät. Wenn er das noch erlebt hätt'! Aber zum österreichischen Generalkonsul in Uruguay dürfte es noch Zeit sein. Die Winde sind günstig. Die Presse auch. Über die kleinen Diebe erscheinen große Artikel, über die großen kleine oder keine. Die Berichte über die gestohlene Musik des Herr Götzl waren ausführlicher. Und doch möchte man den Unterschied des Schadens von damals und jetzt Klavier spielen können, wie man in den damals und jetzt interessierten Kreisen sich auszudrücken pflegt. Die Diskretion scheint sich von selbst zu verstehen, weil es sich um eine Ehrensache jener bürgerlichen Schicht handelt, von der sich ein Liebling durch die Flucht abgesondert hat. Wem soll man noch über die Gasse trauern, wenn dieser hier falsch befunden ward? Mit jähem Griff langt mancher ins Verbrechen, aber solch ein braver Sparmeister an fremdem Gut, der zehn Jahre Defraudant und Musikant war, rote Backen hatte und nach Noten stahl — man wills nicht glauben und fürchtet, wenn man davon spräche, den Familienvätern da und dort nahezutreten. In den Reihen der guten Bürger und der schlechten Musikanten herrscht stumme Trauer. Diese Berufe waren mir immer verdächtig und ihre Melange hat sie verraten.

* * *

FÜLLE DER GESICHTE

»Vor kurzem brachten wir die Meldung von einer Ehrengabe, die die Geschwornen des Prozesses Sigmüller dem Vorsitzenden der Verhandlung, Landesgerichtsrat Dr. Altmann, gewidmet haben ... Während der langen Dauer des Prozesses hatte der Vorsitzende Landesgerichtsrat Dr. Altmann durch seine stramme und zugleich ruhig gelassene Führung der Verhandlung sich die Sympathien der Geschwornen erworben. Aus den Kreisen der Jury erhalten wir Mitteilung über die Widmung des Ehrengeschenkes, die aus diesem Anlasse beschlossen wurde. Es rührt von einem Mitglied

der Geschwornenbank des Prozesses Sagmüller, dem bekannten akademischen Bildhauer und Holzschnitzer Franz Zelezny, her, wurde aber Herrn Dr. Altmann im Namen aller Geschwornen dieser Verhandlung überreicht.

Bildhauer Zelezny war nicht nur einer der aufmerksamsten Geschwornen des Sagmüller—Prozesses, er nahm auch Gelegenheit, hierbei seine Zeichen— und Modellierkunst zu betätigen. Vor allem interessierte ihn der scharfumrissene Charakterkopf des Vorsitzenden, Landesgerichtsrates Dr. Altmann, den er während der Verhandlung wiederholt skizzierte ... Zelezny schuf eine wohlgelegene Porträtbüste, *und man konnte sie in dem Büro des Vorsitzenden bewundern, wo das Werk zunächst bis zur formellen Überreichung verblieb.*

Bemerkenswert ist ein Skizzenbuch, das der Künstler anfertigte und das die interessantesten Momente der Verhandlung sowie ihre *frappantesten Köpfe* festhielt. Man sieht in diesem Skizzenbuch den Vorsitzenden, die Votanten, den Staatsanwalt und die meisten Verteidiger, letztere mit den *charakteristischen Bewegungen, die ihre Plädoyers begleiteten.*

Unter den Zeugen sieht man *jenen Aristokraten*, der selbst ein Opfer der Hauptbeschuldigten, fast als Mitschuldiger erschienen war, ferner *das Mädchen*, das über den Verlust ihrer Ersparnisse so bitter und herzbewegend klagte, daß der Vorsitzende sie aufforderte, nach der Verhandlung zu ihm zu kommen, offenbar, um der Armen in ihrer Notlage zu helfen. Man erblickt den Gymnasiasten, der bei der famosen Bank seine Ersparnisse anlegte, um sich dafür zu Weihnachten ein Geschichtsbuch zu kaufen, und auch den *polnischen Studenten*, der unter der Erregung des Publikums von seinem Freunde erzählte, der im Schmerz über den erlittenen großen Verlust sich das Leben nahm; der Freund hatte vor dem Selbstmorde dem Zeugen aufgetragen, von seinem Schicksal den Geschwornen zu erzählen, wenn Sagmüller zur Verantwortung gezogen werde.

Man sieht in dem Buche auch den beliebten jovialen *Hausherrn*, der lachend von seinem Hereinfall erzählte und die Versicherung gab, daß ihm der Schaden nicht nahe gegangen sei. Man findet darin einzelne charakteristische Köpfe von der Journalistenbank und aus dem Publikum, und *endlich* auch die Gestalten der Sträflinge bei der Hausarbeit, wie sie vom Fenster des Geschwornenzimmers wahrzunehmen waren ... «

Dieser Geschworene muß während der Verhandlung sehr aufmerksam gewesen sein. Ihn interessierten sogar die Opfer aller früheren Prozesse. Es ist unglaublich, was er alles beobachtet und mit dem Stift festgehalten hat, und wenn man auf den ersten Blick glauben könnte, daß ihn das Zeichnen vom Gang der Verhandlung abgelenkt habe, so sieht man bei genauerer Betrachtung des Resultats, daß er dieses nur der geschärftesten Aufmerksamkeit zu verdanken hatte. Aber auch die Gerichtspersonen und die Berichtstatter müssen sehr aufmerksam gewesen sein, denn sie hatten jede Miene zu verantworten und konnten deutlich beobachten, wie der Künstler sie beobachtete. Und die Zeugen durften nichts verschweigen, denn alles mußte ins Skizzenbuch kommen. Die ganze Geschwornenbank war aber auch noch nach dem Prozeß aufmerksam, denn sie überreichte dem Präsidenten seine Büste als Ehrengeschenk. Nach dem schöpferischen Prozeß, der sich vor dem Wiener

Schwurgericht abgespielt hat, ward ein strenges Urteil gefällt, und ich lasse mir Bedenkzeit offen. Im Landesgericht sitzt man also, aber vor allem dem Zeichner. Das Protokoll ist ein Skizzenbuch. Ein Geschworener, der eine künstlerische Tätigkeit hat, setzt seine bürgerliche Tätigkeit fort. Warum unterbrechen sie die andern? Wie kommen denn die andern Präsidenten dazu, richten zu müssen, ohne ein Ehrengeschenk zu erhalten? Weil zufällig kein Künstler unter den Geschworenen ist? Ist das eine Gerechtigkeit? Jeder Beruf sollte durch ein adäquates Ehrengeschenk an den Präsidenten (Fleisch, Viktualien, Handschuhe, Spirituosen etc.) beweisen, wo man ihn gerade am dringendsten braucht. Jeder Geschworene müßte auf der Bank seinem Berufe obliegen (Fleischbank, Bierbank) und an Ort und Stelle eine Probe seiner Leistungsfähigkeit liefern. Vielleicht würde man vor dem Schauspiel dieses Doppelberufes dann doch zu dem Entschluß kommen, die richterliche Gewalt von der greißlerischen zu trennen. Richtern bleibt während der Verhandlung nichts übrig als Richter zu sein. Höchstens, daß sie die Zeit noch besitzen könnten, um etwas für die Zeitung zu schreiben.

* * *

DER BESSERE FORTGANG

»Der 13jährige Bürgerschüler Hans K., Landstraße, Hauptstraße Nr. 22, hat sich gestern erhängt. Als Ursache des Selbstmordes wird bezeichnet, daß die Eltern des Knaben von seiner Schulleitung einen Mahnbrief wegen schlechten Fortganges erhalten hatten.«

* * *

WAS MAN AUS BÜCHERKRITIKEN ERFÄHRT

» ... von männlicher nobler Zurückhaltung, die so sehr das sympathischste Stigma unserer Zeit ist.«

Zum Glück heißt Stigma Schandmal. Aber männliche noble Zurückhaltung sollte dieser Zeit darum doch nicht vorgeworfen werden. Ihr Ehrenzeichen wird im Bordell verliehen.

* * *

ICH BIN OFT IN VERLEGENHEIT UM EIN ADJEKTIV

dann schau' ich in einer modernen Buchkritik nach:

Das Symptomatische dieses Buches ist seine schöne, schwingende, gleichmäßig atmende Melodie der Ruhe, sein Rhythmus des steten Maßes, seine Klassik der Form, die eine moderne Klassik ist, die aus den diffizilsten Nervenerkenntnissen schöpft und sich aus den tiefsten, feinsten psychologischen Nuancen, ja aus den Schattenstrichen menschlicher Seelenmalerei musivisch zusammensetzt ... Es ist ein großer, ein rassig ruhiger Schöpfer der Sprache, der hier geschildert ist. Nicht nur die noblen und klugen Worte, die über das Problem dichterischer Formzeugung fallen, Worte von hypnotisch tiefem Eindringen, von der Kraft eines wissenden Begnadetseins, nicht nur diese Worte, sondern die treue,

einfache, anpassende Versenkung in das psychologische Problem selbst lehren, daß Thomas Mann sich hier zum Teil selbst zeichnet ... Auch in Manns Buch hat der oft gewaltsame Rhythmus der Zurückhaltung manchmal etwas Träumerisches, Apathisches, Lebensfeindliches, hat einen Zug von indirekter, dämonisch—treuer Naturalistik, von spielerischer, oft zersetzender Selbstbespiegelung und von einer schattenhaften, gespensternden Symbolik der Zeichnung.

Und bin wieder in Verlegenheit, weil alle schön sind und mir die Wahl schwer wird.

* * *

DESPERANTO

Der Friesenrecke mit den Fiedernerven der schamhaften Mimosa	Hebbel
--	--------

* * *

EINE UNWILLKÜRliche ERINNERUNG

Der Stilgaloppin, dessen Methode, von weit her in den Leitartikel hineinzu springen, schon die schwindelerregendsten Leistungen hervorgebracht hat, wollte sich selbst übertreffen. Er begann :

Ein junges Mädchen kam zum ersten Male nach Paris. Sie hatte einer Freundin versprochen, ihr die Erlebnisse mitzuteilen, und schilderte in einem Briefe den Besuch bei einem berühmten Schneider, dessen Frauenfragen in einer Zeit, da zarte Hände im Kampfe um das Stimmrecht weder Theater anzündeten noch Höllenmaschinen legten, den lieblicheren Teil der Menschheit zum Beginne einer jeden der vier Jahreszeiten sehr aufregten. Der große Künstler mit Schere und Nadel sah die Dame ganz verwundert an und sagte: Aber, liebes Fräulein, Sie können in dieser Toilette sich nirgends sehen lassen, und dieser Schnitt und diese Falten zeigen, wie stark Sie zurückgeblieben sind, weil Sie gar nicht zu wissen scheinen, daß in diesem Jahre von Damen, die auf ihre Persönlichkeit und auf elegante Formen halten, Busen nicht getragen werden. Diese Geschichte eines französischen Humoristen kommt unwillkürlich ins Gedächtnis, wenn von der Wirkung zu erzählen ist, welche die vom deutschen Reichskanzler geplante Vermögensabgabe in Österreich gemacht hat ...

Wollte man an diesen apokalyptischen Galoppin unwillkürlich die bekannte Frage stellen, wie das zu dem kommt, ihm würde unwillkürlich die bekannte Antwort einfallen: Frags Pferd!

* * *

DER UNPARTEIISCHE

Ernsten Briefwechsel wünscht
35-jähriger Herr der besten
Kreise mit intell. Dame von
schlanker Figur aus der guten
Gesellschaft. Streng reeller
Antrag. Briefe erbeten unter
„Benno v. Birch 25“,
Wien, I., Postamt Nibelungen-
gasse. Nur gegen Ins.-
Schein. 4890

Akad. gebildeter Ausländer von
streng vornehmer Denkungs-
art sucht Korrespondenz mit
einer wenn auch älteren Dame
sanften, fügsamen Charakters.
Zuschriften unter „Marsyas
Nr. 25“ an das Ank.-Bur. d.
Blattes. 5216

Herausgeber: Moriz Benedikt.

Dies ist das letzte Wort. Und wahrlich, es ist das ehrlichste im ganzen Text. Und das sittlichste. Kein Generationenmord durch Einheirat. Hier prüft sich, was sich nicht ewig, sondern ein wenig mit Stricken bindet, weil das ein sehr respektables Vergnügen ist, dessen Vermittlung die einzige ehrliche und sittliche Aufgabe ist, welche die Tagespresse jetzt zu erfüllen hat. Man kommt zusammen, lernt sich finden, gewinnt sich lieb und muß sich binden. Jeder und jede weiß, was ihnen bevorsteht, und es ist eine Angelegenheit, bei der sich die Habgier der Inserenten nicht bis ins dritte und vierte Geschlecht rächt. Man findet sich, man schindet sich. 25 da und dort: ein Schelm, der mehr gibt, als er hat. 25: nur fragt es sich, ob geben seliger ist denn nehmen, und ob der Apollo mehr Spaß dabei hat oder der Marsyas. Unglückseliges Flötenspieler! Streng gehts in beiden Fällen zu, aber oben flötet es: ich nehm, unten brummt es: ich geb. Wer wird den Streit entscheiden? Ein Unparteiischer steht zwischen den Parteien, gleich unterm Strich. Geschunden wird da und dort. Aber er läßt jeden zu Wort kommen. Er weiß vielleicht nicht, was soll es bedeuten. Etwas weiter vorn, wo nicht auf der Flöte, sondern auf der Börse gespielt wird, kennt er sich schon aus und kann sagen, wer recht hat. Und geht, leidenschaftlich wie er ist, wohl auch selbst in die Lieb,

* * *

DER DÜRFTE NORMAL SEIN

Deutscher Farmer ohne Frau,
europäischer Höchadel, ledig,
in den besten Jahren, z. Auf-
enthalt bei Wien, wünscht
deutsche Konversation mit
echt deutschem Wiener Kind
od. anderem mädchenhaften
deutschen Wesen mit liebens-
würdigem Exterieur, heiterem
Gemüt u. Sinn für selbstl.
deutsche Freundschaft. Ge-
neigte Antr. sind erb. unter
Chiffre „Deutscher Farmer“ an
das Ank.-Bureau d. Blattes. 4959

* * *

DIE KUNST UND DAS VOLK

»Das städtische Schauspielhaus in Frankfurt veröffentlicht den folgenden Kassenbericht: „Mittwoch den 5. März: Erste Wiederholung des neueinstudierten 'König Heinrich IV.' 1. Teil, von Shakespeare. Einnahme 224 Mark. — Donnerstag den 6. März: 'Puppchen', Posse von Kren und Kraatz. (Seit Fasching auf dem Spielplan.) Einnahme über 3000 Mark." 'Puppchen' ist eine Posse mit Gesang, bei der die Zuschauer mitsingen dürfen.«

»Einen neuen Schluß zu Shakespeares "Othello" hat ein Theater des Londoner East—End gebracht, weil sich die Stammgäste seit langem über den unbefriedigenden Schluß des Stückes beklagten. Nach der letzten Szene des Dramas machen drei Schläge die Zuschauer darauf aufmerksam, daß sie das Theater noch nicht verlassen sollen. Der Vorhang hebt sich wieder, und es erscheint ein prächtiger Leichenwagen, von zwei schwarzen Rossen gezogen. Auf dem Leichenwagen stehen zwei Särge und über ihnen schwebt ein riesiger Kranz, auf dessen mächtiger Schleife man die Inschrift liest: "Im Tode vereint". Dahinter ziehen in langem Leichenzuge die Überlebenden des Stückes und eine Schar von Statisten vorüber. Der Erfolg ist ein vollkommener.«

* * *

THEATER, KUNST UND LITERATUR

»Heute jährt sich zum hundertfünfzigstenmal der Geburtstag von Jean Paul.

Der bekannte Karikaturist Egon Sternfeld hat sein Atelier in den 8. Bezirk, Albertgasse Nr. 16, verlegt.«

* * *

DIE REIHENFOLGE

»Unter den Anwesenden bemerkte man ... Frau Else Fränkel—Ehrlich, die Fürstin Fugger ...
Sodann folgten Vorträge der Herren Dr. Egon Friedell, Girardi ...
«

* * *

AUS DER MILITÄRFEINDLICHEN PRESSE

»Jerernias — ein Pseudonym, hinter dem sich ein Offizier verbirgt
... «
Das glaube ich nicht!

Die europäische Kultur hält ihren Einzug

Neue Freie Presse, 11. März 1913:

[Lehar in Tripolis.] Der 'Corriere della Sera' bringt eine Nachricht, die sicher einiges Interesse finden wird. In Tripolis wurde dieser Tage das erste Theater eröffnet, und zwar mit Franz *Lehars* »Eva«. Es war ein sehr großer Erfolg, und sowohl die italienischen Regierungsvertreter, Offiziere und Beamten, als auch das einheimische Publikum haben sich *glänzend* unterhalten. Aus dieser Tatsache gehen zwei erfreuliche Momente hervor. Man erfährt aus ihr, daß in der Wüstenstadt nach dem langwierigen Krieg wieder ganz behagliche Zustände herrschen *und daß endlich europäische Kultur dort ihren Einzug hält. Die Dinge haben sich blitzschnell entwickelt. Vor ein paar Jahren war dieses Tripolis noch ein sonniges, staubiges Wüstenst, in dem die arabischen Muselmänner nicht die geringste Ahnung von der Köstlichkeit einer Theateraufführung hatten, und nun sind sie mitten drinnen im Vergnügen, können sich allabendlich an Leharscher Musik begeistern und ihre braunen Köpfe im Takt zum »Eva«—Walzer wiegen.* Vielleicht werden sie darüber alle Revanchegeleüste *und die Trauer um den Verlust des Landes* vergessen. Aber auch vom höheren politischen Standpunkt ist *der Einmarsch Lehars in Tripolis* sehr erfreulich. Man hätte schließlich auch mit Mascagni den Anfang machen können, war aber artig genug, dem Wiener Komponisten den Vortritt zu lassen. Eine Courtoisie, die symptomatisch ist. Übrigens haben die Italiener dadurch gezeigt, daß sie wahrhaft Realpolitiker sind. Sie haben sich eine Musik gesucht, von der sie glauben konnten, daß sie *auch den ungeübten arabischen Ohren lieblich erklingen werde.* Lehar zieht überall, *warum also soll er nicht auch in Tripolis ausverkaufte Häuser machen?* Der eingeschlagene Weg ist gut und muß fortgesetzt werden. Wenn man abends »Die lustige Witwe« und »Den Mann mit den drei Frauen« genossen hat, *so ist man nachher sicher nicht mehr zur Revolution aufgelegt,* abgesehen davon, daß es mit der Zeit auch den kleinen italienischen Theatermädchen gelingen kann, die Beziehungen zu den Einge-

bornen inniger zu gestalten. Jedenfalls lehrt aber die ganze Geschichte, daß *auch der Krieg seine Segnungen* haben kann. Denn — man denke nur — *wenn die Italiener Tripolis nicht erobert hätten, wo würden die Tripolitaner jemals etwas von Lehar erfahren haben!*

Warum sollen sie sich nicht amüsieren, die Tripolitaner, recht habn sie. »Allah, wenn man so zurückdenkt« — sagte ein arabischer Kommerzialrat im Parkett nachdenklich vor sich hin — »vor ein paar Jahren war das noch ein sonniges, staubiges Wüstennest, und jetzt hat man die Lustige Witwe!« Er versank in Träumerei. Die Gattin neben ihm, die immerzu ihren Kopf im Takt wiegte, sagte: »Abdullah mein Gold, bist du traurig über den Verlust des Landes?« »Lass mich in Ruh mit solche Narrischkatn«, sagte er und sann vor sich hin. Sie aber wiegte ihren Kopf im Takt und summte: »Dort bin ich sehr intim ... « Ein junger Araber, der schon wie Herr Treumann aussah, näherte sich ihr und bemerkte: »Was sagen Sie zum Duett, gnädige Frau? Fesch, was? Ich sag Ihnen, es gibt nur ein Wien. Einen Karczag braucheten wir halt zum Aufmischen. Wenn wir den haben, pfeif ich auf Mohammed.« Der alte Araber sagte: »Nu, s'is ein intressantes Stück ... « Die Gattin meinte: »Eigentlich muß man froh sein, daß die Italiener das Land erobert haben. Schön mopsen möchte man sich heut ohne ihnen.« »Fatme, du bist gerecht«, versetzte der Kommerzialrat, »aber wart ab die Kritik, sag ich dir, du wirst sehn, sie wird großartig sein. Ich bin wirklich froh, daß wir besiegt sind. Da haben wir einen Treffer gemacht.« »Wissen Sie nicht von wem das Programm ist?« fragte der arabische Konzipient, indem er die Gelegenheit benützte, Fatme feurig anzublicken. »Ich glaub, von Batka Bey. Er verdient hübsch — «, sagte Fatme. »Sprech nicht so laut im Theater, sonst gibt Karpath Effendi dich hinein in die Unarten und Rücksichtslosigkeiten.« »Liegt mir stark auf. Is das nicht Korngold Pascha, der dort siehst du, der in den dort hineinredt?« »Ob ich es seh. Wahrscheinlich redt er wegen dem Buben, recht hat er.« »Geschmacksache«, versetzte der junge Araber, »ich finde, daß er eine Pascha—Wirtschaft einreißen läßt.« »Was denn soll er, genieren wird er sich. Wenn er nicht einmal das davon haben soll, daß er Kritiker is? Er tuts doch für das eigene Kind?« »Das ist wahr. In Wien sollen sie sich noch weniger genieren.« »Natürlich, und wir müssen trachten, uns ein Beispiel zu nehmen in jeder Hinsicht. Wien, hab ich mir sagen lassen, ist bekanntlich das Mekka der Librettisten. Und das Wasser was sie dort haben sollen! Haben Sie schon gehört, daß wir ein Telephon streng nach Wiener Muster bekommen — « »Ich hör gar nichts. Ich bin außer Verbindung.« »Unterbrechen Sie mich nicht. Wissen Sie, von wem die neuen italienischen Uniformen entworfen sind? Von Meister Schönflug! Nämlich eine Kriegslist. Man verspricht sich, daß uns übel wird beim geringsten Aufstand. Aber was tut Allah, sind wir begeistert. Wir haben den Wiener Geschmack.« »Apropos, Herr Kommerzialrat, was is mit der Revolution morgen? Mir scheint, es steht mies.« »Das hätt ich Ihnen schon längst sagen können. Und warum? Unsere Leut sind alle bei der Lustigen Witwe. Ich bitt Sie, heutzutag? Revolution macht keine Kassa. Passen Sie auf, wie das Land aufblühen wird unter Lehar. Warum soll er nicht auch in Tripolis ausverkaufte Häuser machen? So wahr ich Abdullah heiß, 600mal en suite, in arabischen Ziffern! Lassen Sie jetzt nur noch den Rastelbinder geben und keine Katz denkt mehr an das Vaterland. Schauen Sie sich Österreich an. Die hätten auch Krieg führen sollen, aber sie sind gewitzigt und gehn lieber hinein in die 'Eva'. Die singen überhaupt den ganzen Tag. Wie Rußland gedroht hat, haben sie einfach gesagt: Pipsi, holde Pipsi — und die Entspannung war fertig. Ich sag Ihnen, hätte Schükri 'Zigeunerblut' geben lassen, rechtzeitig, hätten wir heut noch

Adrianopel! Nein, e Heldentod muß er sterben!« »No, Herr Kommerzialrat, aber im Notfalle werden Sie sich, wie ich Sie kenne, ja doch nicht ausschließen.« »Sagen Sie! Ich aber sag Ihnen, wenn man abends die Lustige Witwe gehört hat, is man früh nicht mehr zur Revolution aufgelegt. Mboh, was soll man machen ... Fatme, Schnitzler grüßt aus der Losch, grüß zurück.« »Ja richtig, wissen Sie schon das Neueste? Der Professor Bernhardi wird aufgeführt! Der Wali, wie Sie wissen, hat es verboten, aber Heller aus Wien kommt eigens und führt es auf. Er hat sich geäußert: wenn der Wali sich auf den Kopf stellt, er laßt es sich nicht nehmen, Kultur nach Tripolis zu tragen.« »Ein tüchtiger Mensch. Haben Sie gelesen, was der Fackelkraus geschrieben hat?« »Ah, du meinst den, der was immer nur zerstören und nix aufbauen kann?« »Ja, den mein ich. Sehn Sie, in allem stehn wir heut doch schon so da, daß wir uns mit Wien vergleichen können. Aber Allah behüt, um diesen Vogel beneiden wir sie nicht, die, wie heißt mer sie nur, die Phäaken.« »Was sagst du Phäaken? Phaiaken sagt Harden sagt rnan.« »Ah, du meinst den, der was die großen Themas hat?« »Ja, den mein ich.« »Sie müssen nämlich wissen, Doktor, meine Frau schwärmt für Harden. Er sagt statt Tripolis Dreistadt und dos is ihr Geschmack.« »Das is aber auch fesch«, versetzte der junge Araber, aber wissen Sie, über den Fackelkraus kann ich Ihnen etwas verraten, was hier in Tripolis noch niemand weiß. Warum, glauben Sie schimpft er ineinemfort auf die Neue Presse?« »Was, auf die Neue Press schimpft er, die so angesehen is im Ausland, der Lump?« »Ja, grad auf die. Warum also glauben Sie schimpft er? Weil er nicht hineingekommen is!« »Was Sie nicht sagen! Aber woher wissen Sie?« »Woher? Weil es doch klar is, daß man das sonst nicht verstehn könnt! Wenn er hineingekommen wär, könnt er doch nicht schimpfen?« »Das seh ich ein.« »Wenn wir in der Situation wären, wir möchten auch schimpfen. Aber passen Sie auf, wenn er engagiert wird, gibt er Ruh.« »Das glaub ich auch.« »Wenn wir engagiert werden möchten, wir würden doch auch Ruh geben?« »Selbstredend. Sie wissen es also ganz sicher?« »Authentisch. Wie ich letzten Sommer in Wien war, hat ganz Wien davon gesprochen. Die Toilettefrau im Imperial hat gesagt, daß sie es direkt von einem Polyhistor weiß, der alles weiß und viel verkehrt.« »Was Sie nicht sagen! Also hörst du, sie weiß es von einem, der viel weiß und alles verkehrt. Und weiß er es selbst, der Fackelkraus?« »Er weiß es auch, aber er will nicht, daß man es ihm sagt. Er macht scheint es ein Geheimnis daraus. Er soll sich einmal geäußert haben, er klagt jeden, der es erzählt.« »Es is also erwiesen?« »Es is erwiesen.« »Fatme, was sagt man, es is erwiesen!« »Bei Allah, wenn es erwiesen is und wenn ich nicht täglich jetzt zur Lustigen Witwe gehn müßt, ich fahret nach Wien — « »Schrei nicht, Karpath hört — « »Laß mich, in dem Fall wird er entschuldigen, ich fahret auf der Stelle nach Wien so war ich da leb nicht ausstehn kann ich den Kerl und möcht ihm ins Gesicht spucken!« (Das Orchester intoniert: »Ich bin eine anständige Frau« und während die braunen Köpfe sich im Takt wiegen, hebt sich der Vorhang.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III, Hintere Zollamtsstraße 3